



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Geschichte der deutschen Renaissance**

**Lübke, Wilhelm**

**Stuttgart, 1873**

Vierzehntes Kapitel. Die norddeutschen Küstengebiete.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30702**

lich Nürnberger Goldschmiedearbeit, etwa um 1560 ausgeführt. Deutsche Arbeit, wenngleich von geringerer Art, ist auch das Kurschwert des Hauses Brandenburg, dessen vergoldete Silberscheide ein breites, schweres, durchbrochen gearbeitetes Renaissancelaub zeigt. Auch das Reichsschwert des Hauses Hohenzollern mit seinen zierlichen gravirten Darstellungen weist auf einen süddeutschen Meister hin.

#### XIV. Kapitel.

### Die norddeutschen Küstengebiete.

Schon im Mittelalter haben die Länder der norddeutschen Tiefebene ein gemeinsames Kulturgebiet dargestellt. Es sind die Gegenden jenes energischen, nüchternen, verständigen und willensstarken Geschlechtes, das schon im 13. Jahrhundert den bald so gewaltigen Bund der Hansa stiftete, der mit den Königreichen des Nordens Krieg führte und die Macht der grossen Handelsstädte zu einer überall gefürchteten Weltstellung erhob. Die Kunst dieser Gegenden erreicht, im Einklang mit den politischen Verhältnissen, in der gothischen Epoche ihren Höhepunkt. Jene gewaltigen Backsteinkirchen, die noch jetzt mit ihren dunklen Massen über die hohen Giebelhäuser emporragen, sind in ihrer derben trotzigen Kraft, in ihrem nüchternen Ernst ein treues Bild des Bürgerthums, welches sie aufgethürmt hat. Schmucklos nach aussen, nur etwa in riesigen Thürmen ihre Macht verrathend, sind sie im Innern noch jetzt angefüllt mit den reichen Kunstschätzen, welche das Mittelalter zu ihrer Ausstattung geliefert hat: mit Schnitzaltären, Chorstühlen, Kanzeln, Lettern und Orgeln, mit Gemälden und Sculpturen, mit kunstvoll gegossenen Broncewerken, Kronleuchtern, Taufbecken, Grabplatten, so dass Gotteshäuser wie die grossen Marienkirchen von Danzig und Lübeck an Reichthum und malerischem Reiz des Innern weithin ihres Gleichen suchen. Da alle diese Städte früh den Protestantismus annahmen, aber sich meist von der wüsten Bilderstürmerei frei hielten, so hat eine schöne Pietät jene alten Schätze überall sorglich bewahrt. Auch jene Barockschöpfungen, durch welche in anderen Gegenden der Altweibersommer des jesuitisch wiederhergestellten Katholicismus so manche alte Kirche um ihre

früheren Kunstwerke gebracht hat, konnten hier nur mässig sich einnisten, so dass der Eindruck bei allem Reichthum und grosser Mannichfaltigkeit ein harmonischer ist.

Die Renaissance kommt in diesen Gebieten merkwürdiger Weise erst sehr spät zum Durchbruch. Lagen sie Italien zu fern? war die nordisch ernste Weise der anmuthig heiteren Kunst verschlossen? blieb man lieber in treuem Festhalten bei der gothischen Kunst der Väter stehen, oder wirkten alle diese Umstände zusammen? Genug, es wird sich vor 1550 kaum ein nennenswerthes Werk der Renaissancekunst aufweisen lassen. Um diese Zeit aber beginnt auch hier die neue Kunst einzudringen. Es sind hauptsächlich die durch nähen Handelsverkehr verbundenen Niederlande, durch welche allem Anscheine nach die Renaissance hier eindringt. Plastische Werke, namentlich Bronzearbeiten, werden um diese Zeit mehrfach von dort bezogen oder von niederländischen Künstlern ausgeführt. Die Architektur folgte, und ahmte den Niederlanden jenen schon stark barocken und dabei trocken ernsthaften Stil nach, der sich alsbald über das ganze Küstengebiet bis nach den fernsten Punkten der Ostseeprovinzen verbreitete. Der Backstein wird festgehalten, aber in allen constructiven Theilen, den Fenster- und Thüreffassungen, den Gesimsen, Pilastern, Giebeln und Krönungen mit Haustein verbunden. So entsteht jener malerisch wirkende Stil, den wir schon oben (S. 189 ff.) kurz charakterisirten und dessen Einwirkung in manchen Gegenden ziemlich tief landeinwärts sich verfolgen lässt.

Der Mehrzahl nach handelt es sich in diesem Gebiet um städtische Bauten, Rathhäuser, Gildenhallen, Zeug- und Kaufhäuser, Stadthore und Befestigungen, um bürgerliche Wohnhäuser sodann, die besonders im Innern den ganzen Reichthum damaliger Ausstattung empfangen. Ein besonderer Einfluss niederländischer Sitte giebt sich in den bedeutenden Stockwerkshöhen zu erkennen, welche namentlich den Rathssälen, aber auch im bürgerlichen Wohnhause den Haupträumen und dem grossen Flur gegeben werden, der den Charakter einer hohen luftigen Halle gewinnt.

Die fürstliche Macht spielt in diesen Gegenden nur eine zweite Rolle. Doch kommt sie im Gebiete der Herzoge von Pommern, mehr noch in den Mecklenburgischen Landen in einigen grossartigen und reich ausgeführten Bauten zum Ausdruck. In Mecklenburg bildet sich sogar eine besondere Behandlung der Renaissance aus, die auf künstlerischer Durchbildung des Backsteinbaues beruht und in zierlich ausgeführten Terrakottenreliefs

an Gesimsen, Einfassungen, Friesen, Portalen und Fenstern den Façaden ein überaus anmuthiges Gepräge verleiht. Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Einzelnen.

### Danzig.

Mit dem äussersten Nordosten haben wir zu beginnen, mit dem einst mächtigen Freistaat Danzig, der seine Unabhängigkeit durch die mannigfaltigsten Geschieke zu behaupten wusste und als eine der vier Quartierstädte der Hansa hohes Ansehen genoss. Durfte doch ein Danziger Bürgermeister einst wagen, dem König von Dänemark den Krieg zu erklären!

Die ältesten Zeugen künstlerischen Schaffens in Danzig sind die kirchlichen Gebäude. Doch reicht keines derselben über das 14. Jahrhundert hinauf, ja die hauptsächlichste Thätigkeit auf diesem Gebiete fällt bereits in die letzten Epochen mittelalterlicher Kunstrichtung. Dies waren auch die Zeiten, in welchen die Stadt voll kräftigen Selbstgefühles mächtig aufblühte. Ihre Anfänge sind in Dunkel gehüllt.<sup>1)</sup> Zwar wird der Name schon im 9. Jahrhundert durch den Biographen des heiligen Adalbert, des Apostels der heidnischen Preussen, erwähnt, allein von einer festen Stadt konnte damals in diesen Gegenden noch nicht die Rede sein. Im 11. Jahrhundert kam sie unter die Herrschaft der Polen und wurde die Residenz eines Fürsten von Pommerellen, der als Vasall der polnischen Krone die Burg von Danzig inne hatte. Diese lag in dem Winkel, den die Radaune bei ihrem Einfluss in die Mottlau bildet, wo noch jetzt in den Namen der Burgstrasse und der Rittergasse ihr Andenken fortlebt. An diesen festen Punkt lehnte sich westwärts der älteste Theil der Stadt, die Altstadt. Hier finden sich noch jetzt die Katharinen- und Brigittenkirche, weiterhin die Bartholomäus- und die Jakobikirche, das altstädtische Rathhaus, jetzt in ein Kreisgerichtsgebäude umgewandelt, und endlich in dessen Nähe die Elisabeth- und Karmeliterkirche. Als darauf im Anfange des 14. Jahrhunderts die Ritter des deutschen Ordens die Stadt erobert und sich auf der Burg festgesetzt hatten, veranlassten die neuen Herrscher im Jahre 1311 die Gründung einer neuen Stadt, der sogenannten Rechtstadt, neben welcher jedoch die Altstadt zunächst ihre Selbständigkeit in eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit behielt. Allmählich jedoch schwang sich die Rechtstadt zur

<sup>1)</sup> Vergl. über das Geschichtliche G. Löschin, Gesch. Danzigs. 2 Bde.

grösseren Bedeutung empor, wie sie denn auch noch jetzt den glänzenden Mittelpunkt bildet. Hier erhebt sich der kolossale Bau der Hauptfarrkirche zu St. Marien, einer der grösseren Kirchen Europa's, hier liegen die Johannes-, die Dominikaner-, die h. Geistkirche; hier sind die schönsten Strassen mit den prachtvollsten Häusern, hier ist vor Allem der Lange Markt mit dem Artushof und dem imposanten Rechtstädtischen Rathhaus. Unter der klugen Herrschaft der Ritter entwickelte sich in anderthalb Jahrhunderten die Blüthe der Stadt, die durch ihre Lage in fruchtreicher üppiger Gegend und besonders in der Nähe der Weichsel, mit der sie durch die selbst für grössere Schiffe fahrbare Mottlau in unmittelbarer Verbindung steht, sich bald zum wichtigen Handelsemporium, zu einem der vier Vororte der Hansa und zur Kornkammer des Nordens aufschwang. Nachdem sie im Jahre 1454, zu gesteigertem Selbstgefühl erstarkt, die drückende Herrschaft des Ordens abgeschüttelt hatte, kehrte sie unter die Oberhoheit der polnischen Krone zurück, jedoch mit so bedeutenden Privilegien, dass sie für sich einen kleinen, aber mächtigen Freistaat bildete. In diese Zeit fallen wiederum bedeutende Bauunternehmungen, namentlich der Umbau und die Erweiterung der Marienkirche zu ihren jetzigen grandiosen Dimensionen. Dass auch in den folgenden Jahrhunderten diese Blüthe noch im Zunehmen begriffen gewesen, erkennt man an der prachtvollen Entwicklung, welche in diesen Zeiten der Privatbau erfuhr, an der reichen Ausschmückung und Vollendung der öffentlichen städtischen Gebäude und der Kirchen. Im siebzehnten Jahrhundert scheint die Bevölkerung der Stadt bis auf 80,000 Einwohner gestiegen zu sein, eine Höhe, welche sie erst seit Kurzem wieder erreicht, ja überschritten hat.

Diesem Entwicklungsgange entsprechend hat sich auch die Physiognomie der Denkmäler gestaltet<sup>1)</sup>. Mit der Anlage der Rechtstadt im 14. Jahrhundert begann wohl erst eine bedeutendere Entfaltung des Kirchenbaues; mit zunehmender Bevölkerung musste durch Neubau und Vergrösserung der Körper der kirchlichen Gebäude verändert werden, bis endlich den nachfolgenden Geschlechtern nur noch übrig blieb, durch kostbare Ausrüstung und Verzierung auch ihrem frommen Eifer zu genügen. Es ist nun bezeichnend, wie die Kirchen in ihrer Gesamthaltung merk-

<sup>1)</sup> Ueber keine deutsche Stadt besitzen wir ein auch nur annähernd so schönes und bedeutendes Werk wie über Danzig in den Radirungen von Prof. Schultz. Dazu kommen neuerdings zahlreiche photographische Aufnahmen der Herren Ballerstädt und Radtke in Danzig.

würdig von dem künstlerischen Charakter der Profan- und Privatarchitektur abweichen. Während diese überwiegend eine üppige Renaissance zeigen, erheben sich jene in ernsten, schweren Massen eines gothischen Backsteinbaues, und selbst das Material bildet einen Unterschied, da die Privathäuser grösstentheils aus Hausteinen, und nur einige grössere öffentliche Gebäude aus einer Mischung dieses Materials mit dem Backstein aufgeführt sind. Dagegen hat aber spätere Geschmacksrichtung sich nicht blos an den mannigfaltigen Gegenständen der inneren Ausrüstung schadlos gehalten, sondern consequenter Weise fast jedem der zahlreichen Kirchthürme der Stadt seine wunderlich schnörkelhaften Hauben aufgezwängt.

Betritt man zum ersten Mal die Strassen Danzigs, so ist man überrascht von der hohen malerischen Schönheit dieser Anlage, der seltenen Grossartigkeit, der üppigen Pracht, die sich überall kund giebt. Vor Allem bestimmend für den Eindruck der Stadt sind die sogenannten „Beischläge“, die leider seit einiger Zeit dem modernen Verkehrsbedürfniss immer mehr zum Opfer fallen. Nur wer diese noch in ganzer Vollständigkeit gesehen, weiss was das alte Danzig gewesen. Diese „Beischläge“ sind für die Strassen Danzigs das eigentlich Charakteristische. Auch in andern alten Städten finden sie sich, aber nirgends so grossartig angelegt, nirgends so stattlich architektonisch ausgeprägt, nirgends (wenigstens bis vor Kurzem) so zahlreich erhalten wie hier. Sie wurden in den meisten mittelalterlichen Städten durch die Beschaffenheit der Häuser und die Sitte der Bürger hervorgerufen. In jener Zeit waren die Wohnungen selbst des reicheren Privatmannes eng, niedrig, beschränkt. Es galt auf möglichst kleinem, fest umgürteten Bezirk eine möglichst grosse Menge zu Schutz und Trutz Verbundener zusammenzudrängen. Der enge Hausraum wurde daher fast gänzlich von den für die geschäftliche Thätigkeit des Besitzers nothwendigen Lokalitäten in Anspruch genommen. Aber am Abend, nach vollbrachtem Tagewerke, wollte man gern einen freieren Platz zur Hand haben, auf dem die Familie im traulichen Beisammensein sich von der Arbeit erholen konnte. Aus diesem Bedürfniss entstanden gewisse breite, mit mehreren Stufen über das Niveau der Strasse sich erhebende, die ganze Front des Hauses begleitende Vorplätze, die man mit steinernen Balustraden und eisernen messingverzierten Geländern umgränzte und mit Bänken ausstattete. Diese Vorbauten nennt man „Beischläge“. Gegenwärtig hat zwar seit geraumer Zeit das Familienleben sich von den Beischlägen in's Innere der Häuser zurückgezogen. Der Bürger des neunzehnten Jahrhunderts ist

nicht so streng in die Ringmauern seiner Stadt geschlossen, wie der des fünfzehnten und sechszehnten es war. Er kann um so leichter daher die Beischläge entbehren, zumal da heutzutage an die Stelle des öffentlich gemeinsamen Lebens, welches ehemals die Bürger einer Stadt so zu sagen zu einer einzigen Familie verband, ein zurückgezogenes Wesen getreten ist.

Was an Danzig vorzugsweise fesselt, sind nicht sowohl die kirchlichen Denkmäler, obschon auch deren einige beachtenswerthe sich finden, sondern die bauliche Gesamtanlage der Stadt, und die Art, wie städtische Macht und bürgerlicher Reichthum sich hier architektonisch verkörpert haben. Leicht erkennt man aus dem Complex verschiedener jüngerer Zusätze die Bestandtheile der eigentlichen alten Stadt heraus. Sie schliesst sich an die Mottlau, welche die natürliche Grenze nach Osten bildete, während nördlich die in jene sich ergiessende Radaune den Abschluss gab. Hier liegt die Altstadt, hier die alte Rechtstadt mit ihrem Rathhause, dem Artushof und den meisten Kirchen. Noch ist die alte Stadtmauer mit zahlreichen malerischen mittelalterlichen Thoren an der Mottlau entlang erhalten, eine Stadt in der Stadt umzirkend. Denn zunächst schliesst sich die durch einen anderen Arm des Flusses begränzte Speicherinsel an, die mit ihren langen Reihen hoher backsteinerne Speicher einen nicht minder eigenthümlichen Charakter bildet. Dann erst folgen die neuen, für uns uninteressanten Stadttheile, Langgarten und Niederstadt.

In den älteren Stadttheilen laufen alle Hauptstrassen so ziemlich von Osten nach Westen bis zum Fluss hinab. Unter ihnen dominirt durch stattliche breite Anlage und hervorragende Bauwerke die Lange Gasse, die sich am Rathhause plötzlich zum Langen Markt erweitert. Sie beginnt landwärts mit dem Hohen Thor und öffnet sich gegen das Wasser mit dem Grünen Thor. Der Blick von letzterem gegen das Rathhaus hin, das mit seinen gewaltigen Mauermassen wie eine trotzig Wehr vorspringt und den Markt abschliesst, gehört zu den schönsten städtischen Architekturprospekten die ich kenne. Die hohen, reich verzierten Giebelhäuser, die bei den sanft geschlängelten Windungen der Strasse dem Auge das Bild mannichfacher Verschiebungen darbieten, vollenden das wirksam Charakteristische der Strassenphysiognomie. Merkwürdig ist, dass manche Hauptstrassen noch eine parallel mit ihnen laufende Hintergasse haben, welche den Wagen zum Anfahren diente. Diese Einrichtung wurde durch die ganze Anlage der Häuser herbeigeführt. Darnämlich die ganze Vorderseite des Hauses durch den Beischlag

eingenommen wird, so bleibt dort kein Platz für eine Anfahrt übrig. Von dem erhöhten Beischlage (A in Fig. 197) betritt man sofort durch die Hausthür den Flur B, der hoch und breit angelegt ist und nur an der einen Seite bisweilen ein niedriges Zimmer, Comptoirstube des Besitzers, hat<sup>1)</sup>. Diesen hellen geräumigen Flur hat man sich als den Mittelpunkt zu denken, in welchem ehemals das ganze vielfältige Leben des Hauses seine Fäden vereinigte. Hier war das Centrum der gemeinsamen Thätigkeit. Von hier führte eine mächtige Treppe von Eichenholz in die oberen Stockwerke; von hier erstreckte sich häufig ein Corridor nach den Hintergebäuden und Hofräumen; von hier gelangte man auch in das saalartige, nach dem Hofe D gelegene Zimmer C, welches überall mit Vorliebe ausgeschmückt erscheint und offenbar die Familie an Sonntagen und sonst wohl bei festlichen Gelegenheiten zu abgeschlossener Gemeinsamkeit beim frohen Mahle vereinigte. Diese Hauptdisposition findet sich in den meisten Häusern, so weit sie den alterthümlichen Zuschnitt noch bewahren, durchweg festgehalten. Dabei haben die Häuser nach mittelalterlicher Art in der Regel nur eine Breite von drei Fenstern, während sie eine enorme Tiefe besitzen. In Folge dieser Anlage sind allerdings Licht und Luft, wo man nicht neuerdings restaurirt hat, ein wenig karg zugemessen. Ein geräumiges Hinterhaus E, welches die Verbindung mit einer schmalen, der Hauptstrasse parallel laufenden Gasse vermittelt, bildet den Abschluss des Ganzen.

Mit Ausnahme einiger unbedeutenden gothischen Giebelhäuser von Backsteinen, die in den engen Gassen bei der Marienkirche und an der alten Stadtmauer vorkommen, gehören die Danziger Häuser einer späteren Epoche an, wo Reichthum und Wohlleben sich auch in der inneren Ausstattung der Räume geltend machte und dem prunkvollen Aeusseren ein nicht minder schmuckes Inneres entsprach. Die Renaissance hat ihre Formenfülle herleihen müssen, um den Façaden wie den Zimmerdekorationen ein glänzendes Leben zu verleihen. Aber aus der seltsamen Ver-

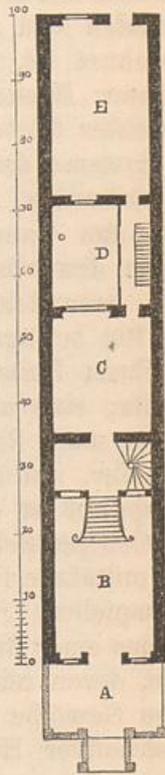


Fig. 197. Danzig, Privathaus. (Bergau).

<sup>1)</sup> Den Grundriss Fig. 197 verdanke ich Herrn Prof. R. Bergau.

bindung, welche die Formen der antiken Kunst mit den mittelalterlichen Verhältnissen des Grundrisses und Aufbaues eingehen mussten, ist auch hier ein merkwürdiger Mischlingsstil hervorgegangen. Dennoch wirken diese Façaden, blos malerisch betrachtet, höchst bedeutend, wozu die reiche Fülle des Ornaments und die Gediegenheit des Materials — ein trefflicher Haustein, ja selbst Marmor scheint vorzukommen — das Ihrige beitragen. So finden sich an einem Hause der Langgasse, welches mit 1567 bezeichnet ist, Triglyphenfriese mit Schilden und Thierköpfen, darunter Maskenkonsolen und reizende Arabesken; oben geschweiften Giebel mit grossen Reliefmedaillons. Meistens werden die Systeme der antiken Baukunst in kräftigen Pilasterstellungen den schmalen, aber hohen Façaden vorgesetzt; oft auch erhält dann das Ganze als Abschluss eine Balustrade mit Statuen, welche den abgewalnten Giebel zu verdecken hat. So in dem reich behandelten Hause der Langgasse, welches wir unter Fig. 198 beifügen. Manche Beispiele dieser prächtigen Façaden mit ihren Beischlägen finden sich in dem schönen Werke von Schultz; eine noch grössere Anzahl liegt in Photographien vor, welche nach Prof. Bergau's Anweisungen gefertigt sind. Es genügt hier, auf diese Publicationen zu verweisen. Ein stattliches Hausportal ist oben unter Fig. 31 auf S. 161 abgebildet.

Gelegentlich führte die Verbindung der antiken Formen mit den mittelalterlichen selbst in der Construction zu seltsamen Formspielen. So ist in einem anderen Hause der Langgasse, welches einer Buchhandlung gehört, der vordere Raum eine grosse Halle, deren reiche Sterngewölbe auf toskanischen Säulen ruhen. Diese Gewölbe sind aber ohne Rippen aufgeführt und dürften in constructiver Hinsicht nur die Bedeutung von Tonnengewölben haben. Der nach dem Hofe liegende Saal ist dagegen flach bedeckt, die Decke prächtig in Holz geschnitzt mit zierlich ausgebildeten Zapfen und farbig eingelegten Figürchen. In einem schönen Hause derselben Gegend sieht man einen Saal mit nicht minder trefflich geschnitzter Holzdecke, deren Eintheilung in glücklichem Verhältniss zur Grösse des Raumes steht, und deren Felder mit gemalten Darstellungen versehen sind<sup>1)</sup>.

Unter den städtischen Profanbauten tritt das Rechtstädtische Rathhaus vor Allem bedeutsam hervor<sup>2)</sup>. Seinem Hauptkörper nach stammt es noch aus gothischer Zeit, aus der

<sup>1)</sup> Die Darstellungen von Prof. Schultz, a. a. O. I, 8. II, 12 und a. ergeben vorzügliche Bilder dieser prachtvollen Innenräume. — <sup>2)</sup> Vergl. Hoburg, Gesch. des Rathh. der Rechtstedt D. 1857.

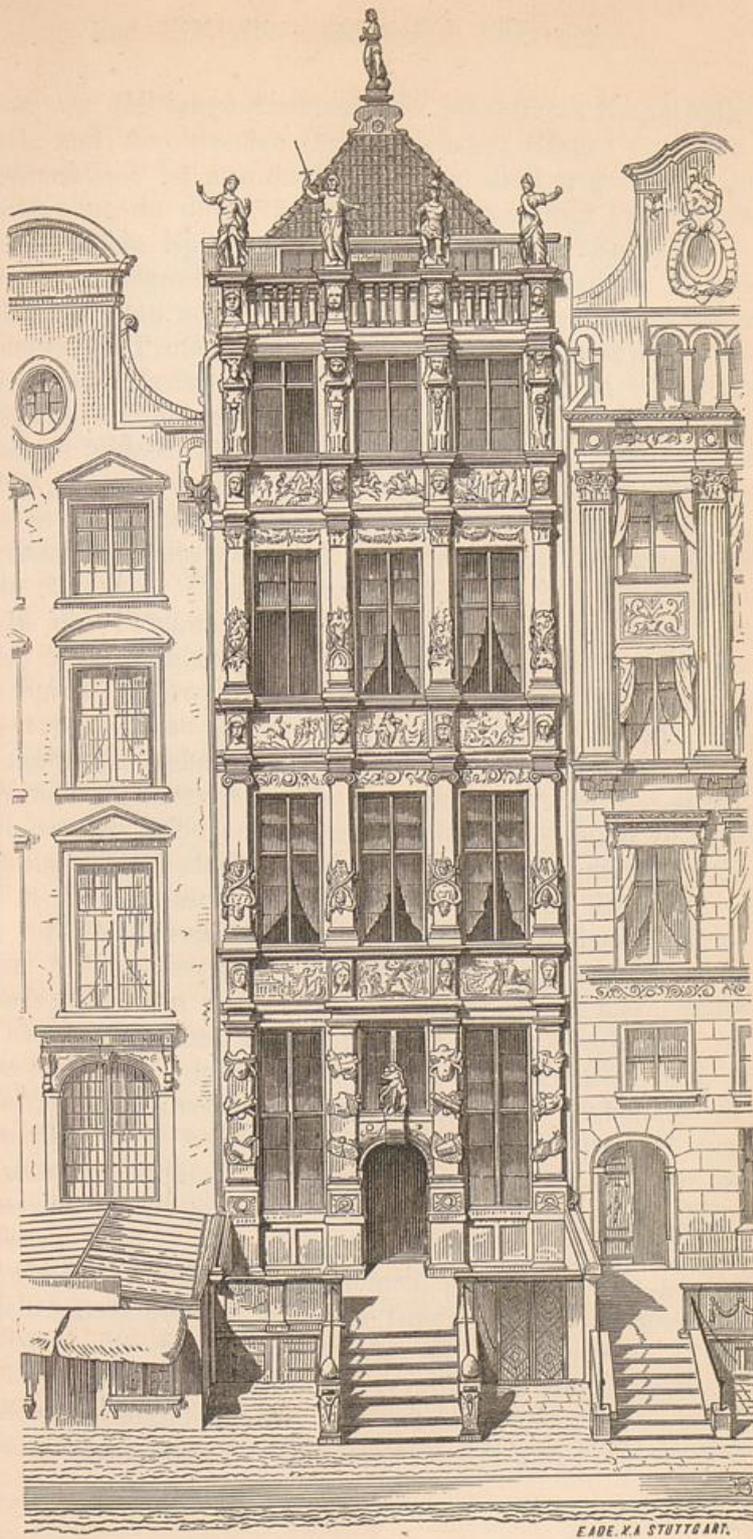
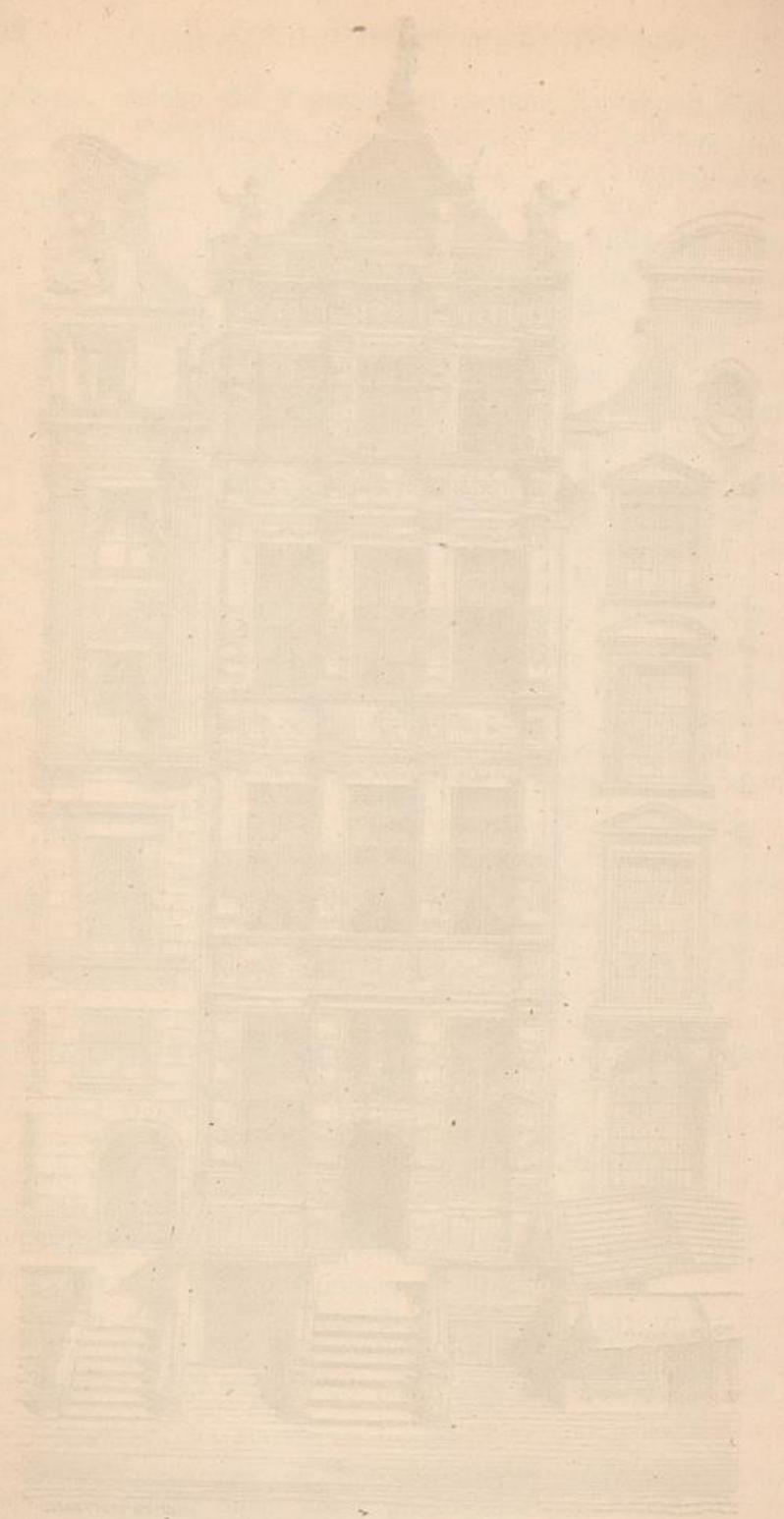


Fig. 198. Danzig, Stephanshaus,



Architectural drawing of a building facade, possibly a church or university building, showing multiple stories, windows, and a central tower.

Epoche, wo die junge Rechtstadt in mächtigem Emporblühen des Handels und Wohlstandes ihrem höchsten Glanze entgegen ging. Charakteristisch ist nun an diesem Bau, dass er ganz aus Quadern aufgeführt ist, da doch sämtliche Kirchen und Privathäuser der mittelalterlichen Epoche Backsteinbauten sind. Späterhin scheint sogar der gebrannte Stein fast das ausschliessliche Material für kirchliche Bauten zu werden, während an den Bürgerhäusern und den stattlichen Profangebäuden der Renaissancezeit man sich überwiegend dem Hausteine zuwandte, oder aus ihm wenigstens die wichtigsten architektonischen Theile, Gesimse, Einfassungen und Ornamente bildete. Das Rathhaus hat durch die altergeschwärtzten Quadern, durch das trotzig vorspringen in die Strassenlinie, durch den horizontalen Abschluss der compacten Massen etwas Imponirendes, einen Ausdruck von Macht und Herrschaft erhalten. Grosse viereckige Fenster, durch steinerne Stäbe getheilt, durchbrechen die Flächen. Auch der Thurm ist in seinen unteren Theilen noch gothisch, 1465 aufgeführt, nur die schlanke zierliche Spitze datirt von einer Restauration aus den Jahren 1559—1561. Diese Spitze ist die feinste Blüthe jener üppigen, schnörkelhaften schon in's Barocke auslaufenden Spätrenaissance, ein Wunder in ihrer Art. Der Barockstil scheint hier einen Wettkampf mit der luftig aufstrebenden Gothik versucht zu haben, so leicht, elegant und zierlich in der Verjüngung, so mannichfaltig und reich in ihrem Umriss steigt diese Spitze in die Luft. Allerdings von dem strengen geometrischen Formalismus, dem organischen Aufwachsen einer gothischen Thurmpyramide ist nicht die Rede; aber um so bemerkenswerther, ja in malerischer Hinsicht den gothischen Thürmen wohl noch überlegen, ist dieses krause Spiel von rundlichen Formen, die eigentlich dem Princip des luftigen Aufstrebens fremd, doch auf's Schönste zu verwandter Wirkung benutzt sind. Die ganze Spitze ist vergoldet und mit einer ebenfalls vergoldeten geharnischten Figur bekrönt, so dass im hellen Sonnenschein der Eindruck noch glänzender, ätherischer wird.

Auf einer prächtigen, bequemen, aus Eichenholz geschnitzten Wendeltreppe<sup>1)</sup> gelangt man im Innern zum Hauptgeschoss und zunächst in die Sommerrathsstube, die in reichster Pracht der Renaissancezeit mit ihrer brillant vergoldeten und gemalten Decke, von welcher durchbrochene, äusserst reich und zierlich gearbeitete Zapfen niederhängen, ein Bild stolzen, üppigen Wohlstandes ist<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Abbild. bei Schultz Nr. 11. — <sup>2)</sup> Vergl. Schultz Nr. 12.

Sie wurde bis 1596 durch einen holländischen Künstler, *Vredeman de Vries* aus Leuwarden ausgeführt. Die Schnitzwerke arbeitete *Simon Herle*, wahrscheinlich ein einheimischer Künstler, und der Kamin wurde durch *Wilhelm Barth* in Stein gehauen, aber durch Vredeman bemalt und vergoldet. Bloss für die Decken zahlte die Stadt in zwei Jahren 2645 Thaler. Besonders graziös und durch feine polychrome Behandlung ausgezeichnet ist die Winterrathsstube, welche wiederum die Vermischung gothischer Gewölbe mit antikisirenden Formen an Konsolen und dergleichen zeigt<sup>1)</sup>. Ein anderes Gemach, der Weisse Saal, ist erst in jüngster Zeit mit Sterngewölben auf schlanker Granitsäule versehen worden. Dagegen gewährt die Kämmereikasse<sup>2)</sup> mit ihrer feinen einfachen Holzdecke, dem schönen Wandgetäfel, der reich geschnitzten Thüre von 1607 und dem bemalten und vergoldeten Kamin von 1594 ein ebenso harmonisches als prächtiges Bild. Auch die gleichzeitig erbaute Depositalkasse<sup>3)</sup>, ein kleines gewölbtes Gemach, erhält durch die reiche Wandbekleidung einen ansprechenden Schmuck.

Um dieselbe Zeit erbaute die Stadt (1588) das Hohe Thor<sup>4)</sup>, wahrscheinlich nach den Plänen und unter Leitung des *Anthony von Obbergen* aus Mecheln, der damals in Danzig Stadtbaumeister war.<sup>5)</sup> Es ist ein machtvoller aus Sandsteinen aufgeführter Bau, in strenger Rustika mit dorischen Pilastern, sämmtliche Steine mit gemeissem Laubwerk bedeckt. Die Anlage folgt den dreithorigen römischen Triumphpforten; kräftige Consolen tragen das Gebälk, über welchem eine hohe Attika mit den Wappen des Königreichs Polen, der Stadt Danzig und der Provinz Westpreussen, ersteres von Engeln, das zweite von Löwen, das dritte von Einhörnern gehalten. Es ist ohne Frage das grossartigste Thor, welches die Renaissance irgendwo hervorgebracht hat. Wahrscheinlich durch denselben Meister liess die Stadt im Jahre 1587 das Altstädtische Rathhaus erbauen. Wir haben auf S. 205 eine Abbildung desselben gegeben, die den einfachen Ziegelbau mit seinen kräftigen Hausteineinfassungen, den grossen Verhältnissen, den malerischen, durch eine Balustrade verbundenen Eckthürmchen und dem pikant silhouettirten Hauptthurme als ein Werk niederländischen Einflusses bezeichnet. Endlich errichtete die Stadt in derselben Epoche (1605) ihr Zeughaus, das denselben Stil, aber in ungleich reicherer Ausbildung zeigt. Von den

<sup>1)</sup> Abbild. bei Schultz, Nr. 6. — <sup>2)</sup> Ebenda II, 16. — <sup>3)</sup> Ebenda II, 17. — <sup>4)</sup> Ebenda, Dedicationsblatt. — <sup>5)</sup> Nach anderen Nachrichten (vergl. oben S. 667) war Hans Schneider von Lindau der Baumeister.

derben Barockgiebeln und den kraftvollen Portalen, mit welchen

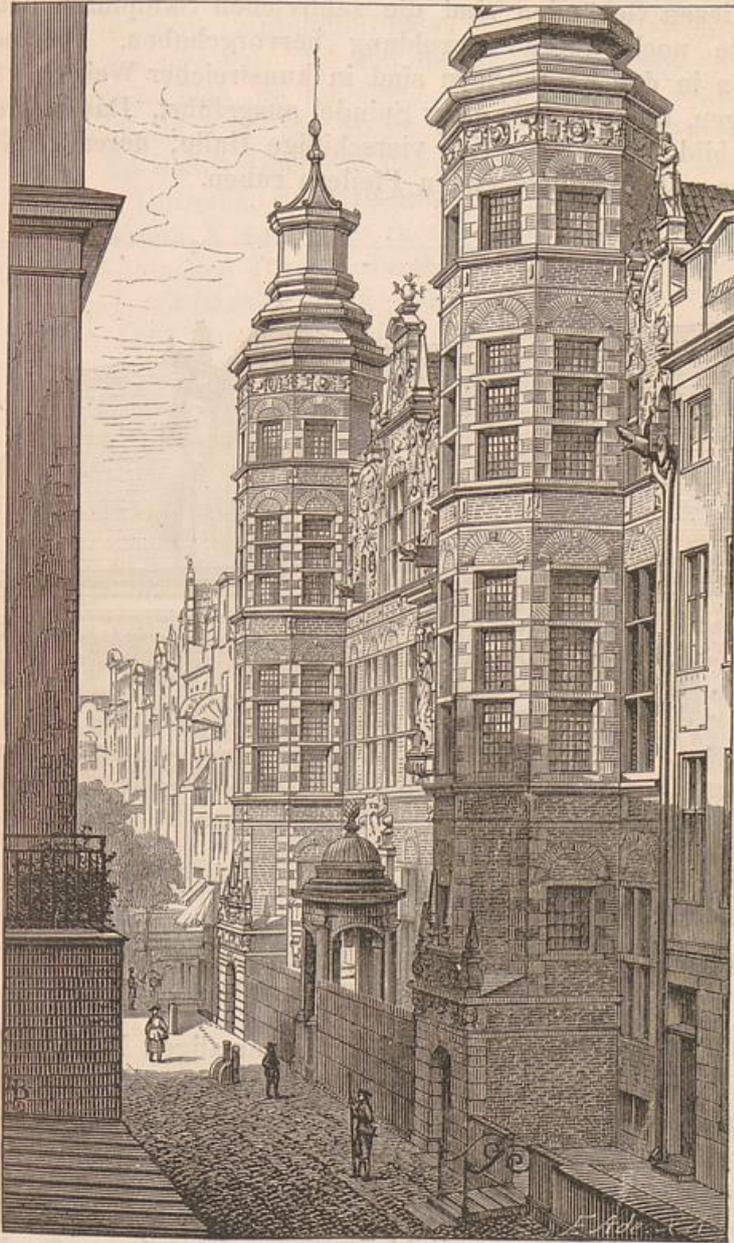


Fig. 199. Danzig, Zeughaus. Vordere Façade.

selbst die hintere Façade ausgestattet ist, giebt unsere Abbildung

auf S. 190 ein Bild. Ungleich üppiger gestaltet sich mit zwei vorspringenden Treppenthürmen und einem vor der Mitte der Façade sich erhebenden Brunnen die Hauptfront (Fig. 199). An allen diesen Gebäuden sind die zahlreichen Skulpturen und Ornamente noch durch Vergoldung hervorgehoben. Die beiden Treppen in den Eckthürmen sind in kunstreicher Weise als Wendelstiegen, die eine mit einer Spindel ausgeführt. Das Innere des Baues bildet eine gewaltige vierschiffige Halle, deren 24 Kreuzgewölbe auf 15 freistehenden Pfeilern ruhen.

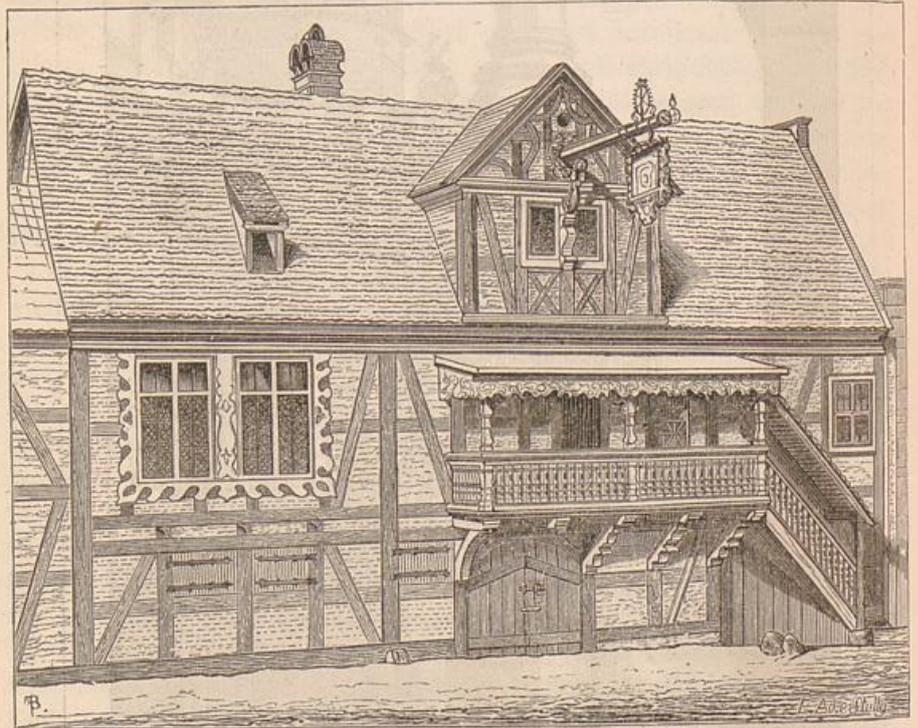


Fig. 200. Danzig, Müllergewerkhaus.

Geben alle diese Werke von der damaligen Macht und dem hohen Monumentalsinne der Stadt ein bedeutsames Zeugnis, so mag als letzter Nachklang einer malerischen und eigenartigen Architektur das Müllergewerkhaus (Fig. 200) hier seine Stelle finden. Es ist ein charakteristisches Beispiel des bis in diese Gegenden reichenden deutschen Fachwerkbauens, durch die hölzerne Freitreppe und die zierlich gedeckte Laube des oberen Geschosses von anziehender Wirkung. Der Dachgiebel mit dem an kräftigem Querbalken herausgehängten hübsch geschnitzten Gewerkschild erhöht die Wirkung des kleinen Baues.

## Pommern.

Der Boden von Pommern scheint für die Renaissance wenig ergiebig gewesen zu sein. Die mächtigen Städte Stralsund, Greifswald, Stargard u. a. haben ihre entscheidende Rolle ausgespielt und lassen in ihren mittelalterlichen Monumenten Zeugen ihrer früheren Blüthe schauen. Mit der neuen Zeit beginnt auch hier das Fürstenthum sich zu erheben. Schon Herzog Bogislaw X († 1523) sucht die fürstliche Macht zu organisiren und fester zu begründen. Er beruft Doctoren des römischen Rechts in's Land, um die neue Ordnung durchzuführen<sup>1)</sup>. Unter seinen Söhnen Georg und Barnim X setzt sich in den Städten die Reformation gegen den Willen der Fürsten durch. Nach Georgs Tode (1531) theilt Philipp I mit Barnim die Regierung, bis ersterer 1560 stirbt und letzterer 1569 entsagt. Barnim, eine friedliche, den Künsten ergebene Natur (der übermüthige Adel verspottete ihn oft wegen seiner „Spillendherei“, d. h. Liebe zum Drechseln und Bildschnitzen), ist uns besonders durch bauliche Unternehmungen bedeutsam. Sodann aber tritt der hochsinnige, prachtliebende und gebildete Johann Friedrich (1570—1600) als Förderer der Künste auf. Maler, Formschneider und Kupferstecher finden Beschäftigung; *Johann Baptista*, „fürstlich pommerischer Contrefaitmaler“, wahrscheinlich ein Italiener, galt als der beste Künstler in Norddeutschland. An Stelle des durch Brand zerstörten Schlosses zu Stettin liess Johann Friedrich durch einen wälschen Meister seit 1575 einen ansehnlichen Neubau aufführen, der zwar im October des folgenden Jahres wieder durch Feuer beschädigt wurde, aber 1577 schon seine Vollendung erhielt. Auch das Jagdschloss Friedrichswalde, tief im Forste unweit der Ihna, erbaute er, und die verfallenen Schlösser in Stolp, Lauenburg u. a. stellte er wieder her. Noch eifrigere Förderung von Kunst und Wissenschaft finden wir sodann bei dem edlen, sinnigen Philipp II, (gest. 1618), den seine religiösen Grübeleien nicht abhielten, mit warmem Antheil den Schöpfungen der Kunst zu folgen, Münzen, Gemälde, Miniaturen und andere Kostbarkeiten zu sammeln und für sein reiches Kunstkabinet einen besonderen Flügel dem Schloss in Stettin anzubauen. Von der feinen Sitte, welche an seinem Hofe herrschte, von der ächt humanen Gesinnung und der für jene Zeit selten hohen Bildung giebt uns Philipp Hainhofer's Reisetagebuch<sup>1)</sup> anziehenden Bericht. Noch ist (im Museum zu Berlin, vgl. oben

<sup>1)</sup> Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern IV, 2 S. 4 ff.

<sup>2)</sup> Herausgegeben in den Baltischen Studien. II. Bd. Stettin 1836.

S. 98 fg.) der berühmte pommerische Kunstschrank erhalten, welchen der Augsburger Patricier im Auftrage des Fürsten hatte arbeiten lassen und den er, zugleich mit einem zweiten ähnlichen Prachtwerk, dem jetzt verschollenen sogenannten Meierhof, selbst nach Stettin überbrachte.

Der ansehnlichste Rest von den architektonischen Schöpfungen der pommerischen Herzoge, wenn auch in seiner jetzigen Gestalt künstlerisch nicht eben bedeutend, ist das Schloss zu Stettin. Seine Front mit dem Hauptportal, das übrigens einer späteren Zeit angehört, liegt gegen Süden. Neben dem Portal, zur Rechten des Eintretenden, erhebt sich, aus dem Mauerkörper vorspringend, ein viereckiger Thurm, der oben in's Achteck übergeht. Dieser Flügel ist eben in einem völligen Umbau begriffen, wobei eine schöne alte Holzdecke wieder zur Verwendung kommen soll<sup>1)</sup>. Tritt man durch das Hauptportal ein, so befindet man sich in einem grossen viereckigen Schlosshofe von ziemlich regelmässiger Anlage, der wieder durch zwei viereckige Thürme ein stattliches Gepräge erhält. Der eine, am westlichen Flügel vorspringend, enthält den Ausgang zu den dortigen Räumen; der andere, oben in's Achteck übergehend, dient als Uhrthurm. Im Uebrigen ist der ganze Bau von grösster Einfachheit, die Flächen verputzt, die architektonischen Glieder aber von Stein. Die Form durchweg die einer schlichten classicistischen Renaissance, die Fenster mit antikem Rahmenprofil und Deckgesims, im östlichen und dem anstossenden Theil des nördlichen Flügels, die eine besondere Bauführung zeigen, zu zweien gruppiert. Die Abwesenheit aller mittelalterlichen Reminiscenzen, noch mehr aber die Bekrönung des Ganzen mit einer hohen Attika, deren Gesimse durch liegende Voluten abgeschlossen wird und blos dazu dient das Dach zu maskiren, deutet auf italienische Hand<sup>2)</sup>. Ein schlichter Erker ist am nördlichen Ende des Westflügels, ein ebenfalls einfach behandeltes Doppelportal, darüber eine kleine Loggia mit kannelirten dorischen Pilastern, im nördlichen Hauptflügel angeordnet. Auch die Treppe, die hier in geradem Laufe aufsteigt, zeigt italienische Anlage. An diesen beiden Flügeln

<sup>1)</sup> Ich habe die Decke wegen des eben begonnenen Umbaus nicht zu sehen bekommen. Kugler, der über dieselbe (Pomm. Kunstgesch., in den Kl. Schr. I, S. 774) berichtet, hat sie anfangs dem durch Herzog Bogislaw X seit 1503 ausgeführten Bau zuschreiben wollen; nachher aber (ebendort, Note 2) spricht er Bedenken aus und meint sie doch der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zuschreiben zu sollen. — <sup>2)</sup> Damit stimmt denn auch die oben gegebene historische Notiz.

liest man zweimal die Jahreszahl 1577. Es sind also die Theile, welche seit 1575 unter Herzog Johann Friedrich „durch einen wälschen Maurer, *Antonius Wilhelm*“, aufgeführt wurden. Andeutungen einer reicheren ehemaligen Gliederung sind in einigen Pilastersystemen am Westflügel erhalten. Ebenso glaubt man am östlichen Ende des Hauptbaues Spuren einer ehemaligen Arkade zu bemerken. Im Innern ist die gleichzeitig erbaute Schlosskirche der wichtigste Raum: ein Rechteck mit Spiegelgewölbe, in drei Geschossen von Arkaden mit Emporen umzogen. Im unteren standen nach Hainhofer's Bericht „die Diener und Stadtleute, im mittleren die Fürsten, Räthe, Junker und Pagen, im oberen die Fürstinnen, Frauenzimmer und Mägde.“ Von einem früheren Baue dagegen stammt offenbar das am östlichen Flügel eingesetzte Wappen mit dem Namen Herzog Barnims X vom Jahre 1538. Es ist in primitiven, wenig verstandenen Renaissanceformen ausgeführt. Ob die Bautheile, an welchen es sich befindet, noch jenem früheren Bau angehören, ist weder mit Bestimmtheit zu bejahen noch zu verneinen. Gewisse Umgestaltungen und Zusätze abgerechnet (namentlich die Attika) ist es wohl möglich, dass der östliche Flügel im Wesentlichen noch aus Barnims Zeiten herrührt.

Wenn man im westlichen Flügel einen offenen Durchgang passirt, so gelangt man in einen zweiten kleineren Hof, der sich in derselben Tiefe, aber nur in geringerer Breite parallel mit dem ersten erstreckt. Ein vierter stattlicher Thurm schliesst ihn an der Nordostecke ab und beherrscht hier die Verbindung nach aussen, während an der Südseite ein zweites Thor auf die Strasse mündet. Auch hier herrscht grosse Einfachheit, aber eine hübsche Tafel mit den Brustbildern Philipps II und Franz I meldet, dass diese Fürsten den Bau 1619 als „*musarum et artium conditorium*“ ausgeführt haben. Es war also der für die Bibliothek und die Kunstsammlungen des Herzogs bestimmte Bau, von welchem auch Hainhofer berichtet. Damit schliesst hier die Bauthätigkeit unserer Epoche ab.

Die Stadt selbst zeigt keinerlei Spuren von irgend welcher Kunstblüthe während der Renaissancezeit.

Die übrigen Renaissancebauten Pommerns gehören überwiegend der späteren Zeit an<sup>1)</sup>. So das Schloss zu Pansin bei Stargard, das Schloss Pudagla auf der Insel Usedom vom Jahre 1574, das Schloss Mellenthin vom Jahre 1575, mit schönen

<sup>1)</sup> Die Notizen bei Kugler a. a. O. S. 776 ff.

Gewölben im Inneren, das Schloss von Plathe in den wenigen noch erhaltenen Theilen; endlich das stattliche Schloss zu Büttow, 1623 durch Bogislaw XIV erbaut. Alle diese Werke sind, bei oft stattlicher Anlage, doch von geringer künstlerischer Bedeutung. Höheren Werth erhielten sie jedenfalls nur durch die nicht mehr vorhandene innere Ausstattung.

Von bürgerlicher Architektur dieser Zeit ist in Pommern nicht viel zu melden. Die mächtigen Städte hatten hier mit dem 15. Jahrhundert ihren Glanzpunkt überschritten. Nur ein stattliches Hausportal zu Stettin in der Grossen Oderstrasse No. 72, und ein anderes zu Stralsund in der Battinmacherstrasse, vom Jahre 1568, ist zu erwähnen.

#### Meklenburg.

Aehnliche Verhältnisse wie in Pommern begegnen uns in Meklenburg. Auch hier hatte im Mittelalter die geistliche Macht und mehr noch die Kraft des Bürgerthums in den gewaltigen Backsteinkirchen von Dobberan und Schwerin, von Rostock und Wismar sich bedeutende Monumente gesetzt. In der Renaissancezeit tritt das Bürgerthum hier ganz vom Schauplatz zurück, aber die lebensfrohen und baulustigen Fürsten des Landes errichteten eine Reihe von Schlössern, welche zu den reichsten Denkmälern der deutschen Renaissance gehören und namentlich durch die Ausbildung eines edel gegliederten Backsteinbaues eine hohe und selbständige Bedeutung erhalten.

Es ist vornehmlich der treffliche Herzog Johann Albrecht I, sodann neben ihm sein Bruder und Mitregent Herzog Ulrich, welche als eifrige Förderer der Kunst auftreten und die Renaissance durch eine Reihe glänzender Schöpfungen in Meklenburg einführen. Auch hier treffen diese Bestrebungen mit einer allgemeinen Steigerung des geistigen Lebens, namentlich mit der reformatorischen Thätigkeit zusammen. Besonders tritt uns in Johann Albrecht I († 1576) die anziehende Gestalt eines durch hochherzige Gesinnung, edle Geistesbildung und schöpferische Thatkraft hervorragenden fürstlichen Mannes entgegen<sup>1)</sup>. Nicht blos führte er in seiner fast dreissigjährigen Regierung die Reformation in seinem Lande durch, sorgte für eine neue Kirchenverfassung, erneuerte und verjüngte die Hochschule des Landes

<sup>1)</sup> C. von Lützow, Versuch einer pragmat. Gesch. von Meklenburg, III, S. 119.

zu Rostock, wies das Vermögen der aufgehöbeneden Klöster milden Stiftungen und vor Allem den neu begründeten Schulen zu, sondern schuf in Rechtspflege, Verwaltung und Polizei, im Münzwesen, in Einrichtungen für Handel und Verkehr die Grundzüge eines neuen auf die allgemeine Wohlfahrt abzielenden Staatslebens. Nach dem Tode des trefflichen Fürsten trat Herzog Ulrich als Gebieter des gesammten Landes mit Kraft und Ernst in die Fusstapfen seines Bruders und brachte das von diesem Angebahnte zur vollen Durchführung. Diesen beiden Fürsten verdankt Meklenburg nun eine thätige Aufnahme der Renaissance, die sich noch jetzt in glänzenden Zeugnissen erhalten hat.

Das Hauptwerk im Lande ist der Fürstenhof zu Wismar. Die Geschichte dieser Residenz der Meklenburgischen Fürsten wirft grelle Schlaglichter auf das Verhalten der mittelalterlichen Städte, auf ihren Trotz und ihren stolzen Unabhängigkeitssinn<sup>1)</sup>. Seit 1256 hatten die Herzöge von Meklenburg in der Stadt eine von Johann I erbaute Burg, die jedoch, als die übermüthigen Bürger 1276 ihre Stadt mit einer Mauer umzogen, aus dem städtischen Mauerring ausgeschlossen wurde. Nach einem Brande des Jahres 1283 wurde die Burg zwar wiederhergestellt, aber schon 1300 sah sich der alternde Fürst Heinrich der Pilger veranlasst, um den Hauptgrund der fortwährenden Zwistigkeiten mit den Bürgern zu beseitigen, die Burg abzubrechen und in der Stadt auf einem ihm dafür eingeräumten Platze einen Hof zu errichten. Dieser wurde 1310 in einer neuen Fehde mit der Stadt zerstört, allein Heinrich II, der Löwe, des Pilgers Sohn, setzte gegen den Willen der hartnäckig widerstrebenden Bürgerschaft den Bau einer befestigten Burg innerhalb der Ringmauern an anderer Stelle durch. Gleich nach dem Tode des kräftigen Fürsten wussten jedoch die Bürger es dahin zu bringen, dass die Vormünder seines noch minderjährigen Nachfolgers ihnen die Burg sammt ihren Festungswerken verkauften, wogegen indess den Herzogen gestattet wurde, einen anderen Hof in der Nähe der Georgenkirche ferner zu bewohnen. Dies ist der noch jetzt vorhandene Fürstenhof. Von den um 1430 darin aufgeführten Gebäuden ist schwerlich noch etwas erhalten, es sei denn dass in dem schräg hinter den Hauptgebäuden sich hinziehenden Stall noch ein Rest der alten Anlage stecke. Der Hauptbau besteht aus zwei Flügeln, welche rechtwinklig zusammenstossen und mit dem Stall einen dreieckigen Hof umschliessen. Der von Süd

<sup>1)</sup> Vergl. die verdienstliche Arbeit von Dr. Lisch in dessen Jahrbuch V, S. 5 ff.

nach Nord laufende „alte Hof“ wurde 1512—1513 zur Feier der Vermählung Herzog Heinrichs des Friedfertigen mit der Prinzessin Helene von der Pfalz errichtet. Der neue Baumeister hiess *Georg*, der Maurermeister *Ertmar* oder *Ertman Both*. Das Gebäude wird im Jahre 1576 als zwei Stockwerk hoch geschildert. Im Hauptgeschoss war links die grosse Hofstube (Hofdornitz<sup>1</sup>), rechts die Küche, beide Räume wie noch heut gewölbt und mit rundbogigen Portalen versehen. Die Gewölbe ruhen auf derben kurzen Säulen von schmuckloser Art. Gegen den Schlosshof hatte das Haus drei Erker und an der Façade nach der Kirche fünf in Holz errichtete Giebel. Auf dem Hofe war eine Wendeltreppe angebracht. Ein im Jahre 1516 erbauter Gang stellte eine unmittelbare Verbindung mit der benachbarten Kirche her.

An diesen im Laufe des 16. Jahrhunderts stark verfallenen und nachmals in der schwedischen Zeit durch einen Brand zum Theil verwüsteten Theil fügte Herzog Johann Albrecht I seit 1553 den stattlichen Bau des neuen Hofes, indem er denselben im rechten Winkel an den alten Flügel seines Oheims Heinrich anschloss. Der Bau wurde durch Meister *Gabriel van Aken* im Sommer 1553 begonnen, neben ihm war ein anderer Meister, *Valentin von Lira* dabei beschäftigt, und als Gabriel von Aken schon Ende November desselben Jahres wegen Misshelligkeiten mit seinem Collegen plötzlich den fürstlichen Dienst verliess und nach Lübeck zog, von wo er dem Herzoge einen Absagebrief schrieb, wurde Valentin von Lira mit der Fortsetzung des Baues beauftragt<sup>2</sup>). Allein der Herzog muss der Geschicklichkeit dieses Mannes nicht unbedingt vertraut haben, denn sogleich nach dem Abgange Gabriels von Aken wandte er sich an den Kurfürsten August von Sachsen mit der Bitte, ihm seinen Oberzeug- und Baumeister *Caspar Vogt* zu senden, um ihm „zu seinen vorhabenden Gebäuden rätlich zu sein“. Da dieser aber mit dem Festungsbau von Dresden beschäftigt war und den Auftrag erhalten hatte, das Fundament zum neuen Schlosse zu Leipzig, der Pleissenburg, abzustecken, um den Beginn des Baues vorzubereiten, so verweigerte der Kurfürst die Erfüllung der wiederholt ausgesprochenen Bitte. Noch um Weihnachten 1554 schickte der Herzog sodann seinen Maurer nach Weimar an Johann Friedrich den Aelteren, um dessen Schloss Grimmenstein bei Gotha, namentlich die Schliessung der Gewölbe unter dem Walle zu be-

<sup>1</sup>) In den süddeutschen Schlössern als „Türnitz“ bekannt. <sup>2</sup>) Sämmtliche Nachrichten über die Künstler verdanken wir den werthvollen Mittheilungen von Lisch im Jahrb. V, S. 20 ff.

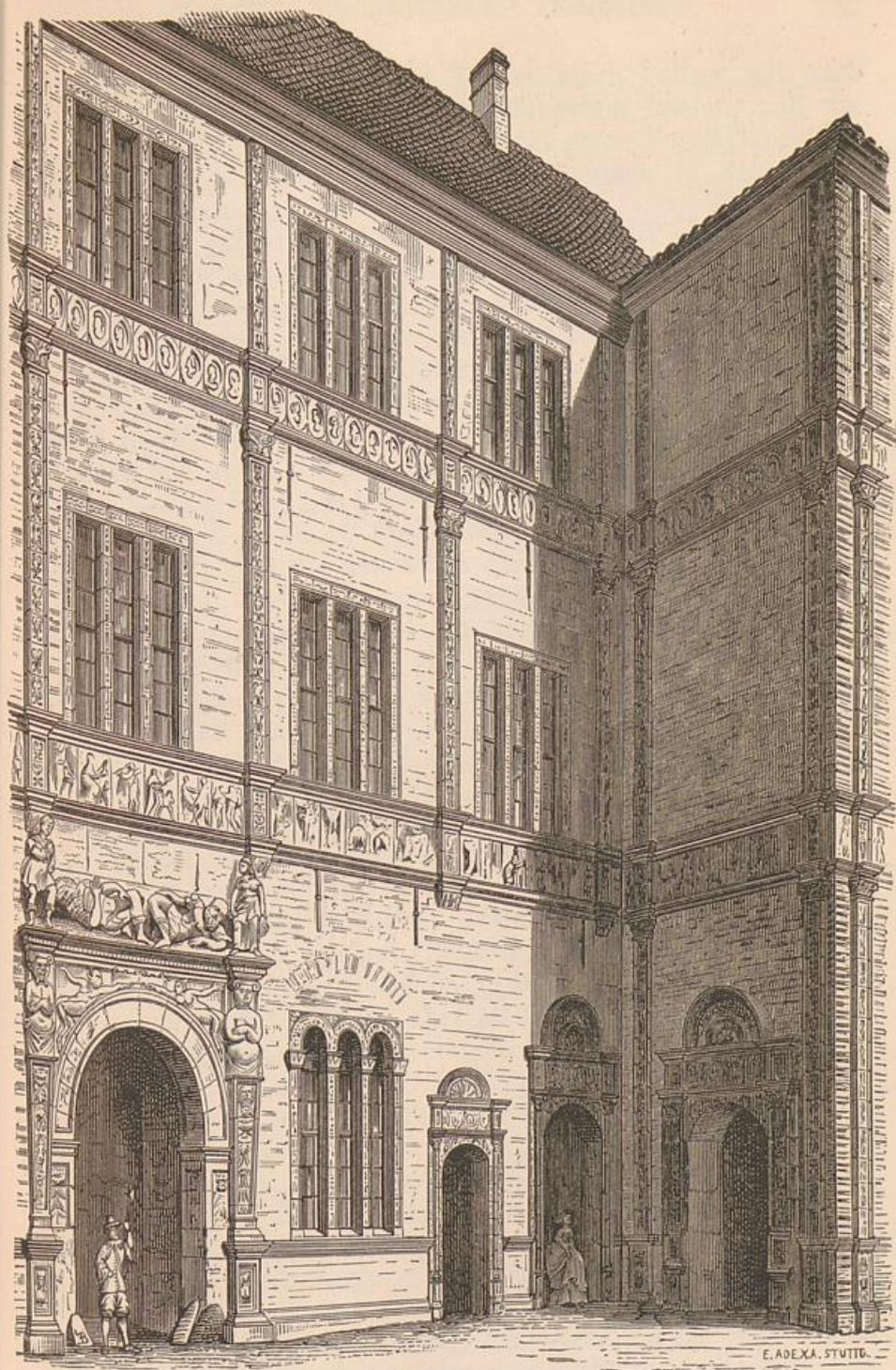


Fig. 201. Fürstenhof in Wismar.

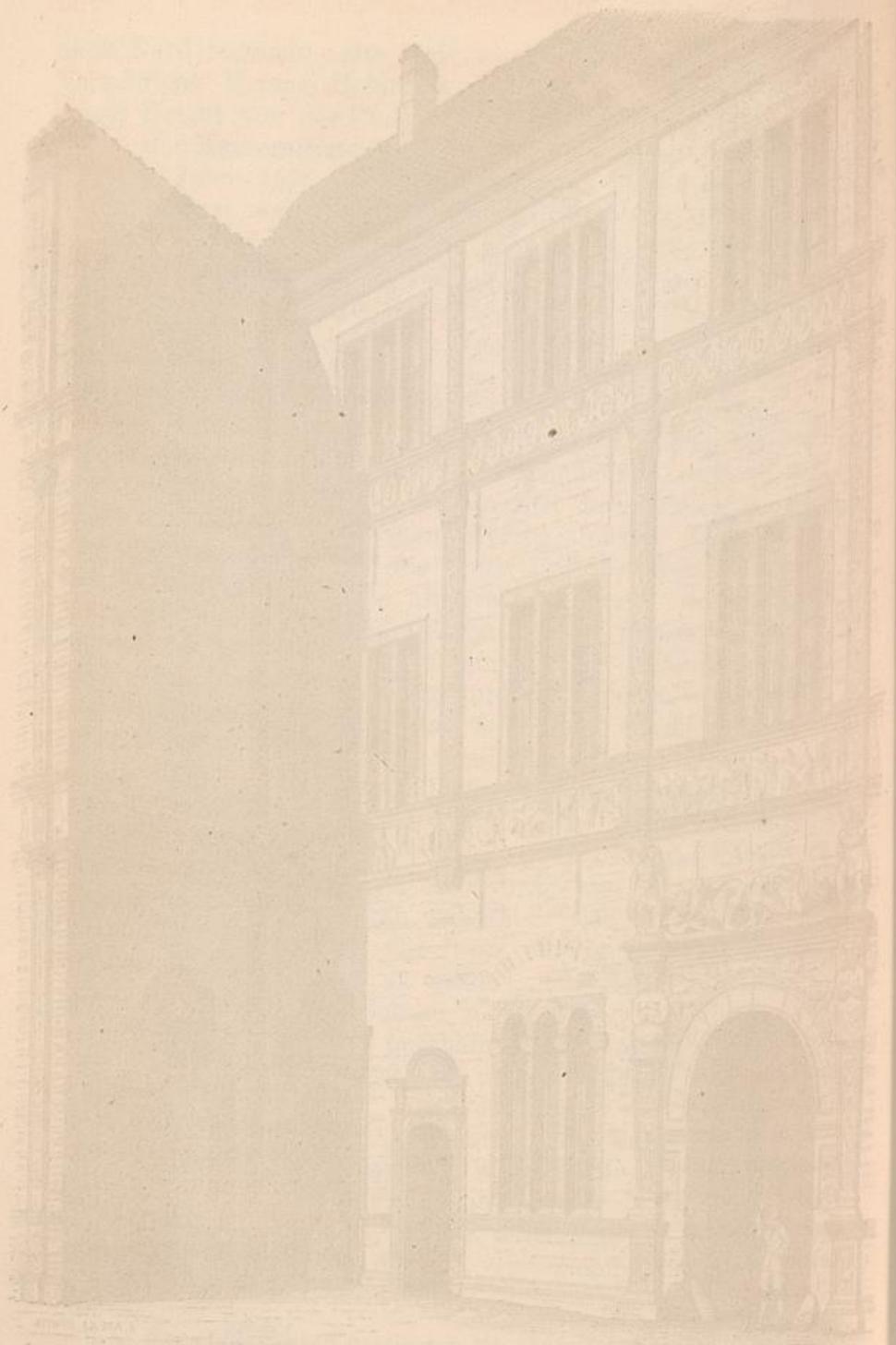


Fig. 101. Entwurf der Fassade.

sichtigen. Von dort nahm der Meister einen Polirer mit nach Meklenburg zur Vollendung der angefangenen Bauten, und am 24. Februar 1555 konnte Johann Albrecht seine Vermählungsfeier mit der Prinzessin Anna Sophie von Preussen in dem neuen Fürstenhof feiern.

Der Bau gehört durch Grossartigkeit der Verhältnisse und edle Pracht der Ausstattung zu den hervorragendsten Werken der deutschen Renaissance. Um von seiner Anordnung eine Anschauung zu geben, fügen wir zu der Aussenansicht auf S. 187 noch eine Darstellung der Hofseite unter Fig. 201 bei. Das Ganze besteht, wie man sieht, aus einem Erdgeschoss und zwei oberen Stockwerken. Die Verhältnisse sind grossartig, das Erdgeschoss hat gegen 22 Fuss Höhe, das erste Stockwerk etwa 20 und das zweite gegen 14 Fuss. Dazu kommen die ungemein weiten Axen, die etwa 18 Fuss messen. Die Façade hat sieben Fenster Front, aber die sämtlich dreitheiligen Fenster sind von solcher Breite, dass die Länge gegen 130 Fuss betragen mag. Das ganze Mauerwerk besteht mit Ausnahme der aus Dänemark herbeigeholten Quadern für die Fundamente aus Backsteinen. Nur die Hauptportale und der prachtvolle Relieffries, der das Erdgeschoss an beiden Façaden abschliesst, sind in Sandstein ausgeführt. Die Flächen des Mauerwerks jedoch hatten ursprünglich, wie es scheint durchgängig, einen Ueberzug in Putz, der an der Aussenseite im Erdgeschoss durch horizontale breite Fugen gegliedert ist. Mit feiner Berechnung hat der Künstler der Architektur des Aeussern und der des Hofes einen wesentlich verschiedenen Charakter verliehen, indem er nach aussen den Portalen und Fenstern reichere Einfassungen durch Hermen, den Fenstern im Erdgeschoss und im ersten Stock zierlich dekorirte Giebel gegeben hat. Dafür aber stattete er die Hofseite in den beiden oberen Geschossen mit fein geschmückten Pilastern aus, die am Treppenhaus sogar bis in's Erdgeschoss durchgeführt sind. Für die Fenster selbst wählte er consequent die Dreitheilung, und zwar im Erdgeschoss mit Bogenabschlüssen, in den oberen Stockwerken dagegen mit gradlinigem Sturz. Das ganze Rahmen- und Pfeilerwerk der Fenster ist mit Ornamenten von Laub- und Fruchtschnüren bedeckt. Den Abschluss dieser reichen Ornamentik, die durchgängig in gebrannten Steinen ausgeführt ist, bilden die beiden prachtvollen Friese, welche am Aeussern und Innern die Stockwerke trennen, der obere wieder aus Terracotten und zwar einer Reihenfolge von Portraitmedaillons zusammengesetzt, der untere in Sandstein ausgeführt, allem Anscheine nach in seinen zahlreichen bewegten Figurengruppen irgend eine

antike Begebenheit darstellend. Derselbe Reichthum von Dekoration schmückt auch die zahlreichen Portale, von denen die kleineren im Hofe mit ihren halbkreisförmigen Abschlüssen, den eleganten Laubornamenten, den feinen Kapitälern und den in den Zwickeln und Friesen angebrachten Portraitmedaillons wahre Meisterwerke der Dekoration sind. Dagegen erkennt man in den zahlreichen Hermen und Karyatiden der Fenster und der beiden Hauptportale eine weit gröbere Hand und eine starke Hinneigung zum Barocken. Trotzdem gehört der Bau, eben wegen dieser durchgebildeten Thonplastik, zu den merkwürdigsten Denkmalen unserer Renaissance, und es ist für uns von hohem Werth zu erfahren, dass seit der zweiten Hälfte des Jahres 1552 der Steinbrenner *Statius von Düren* diese Ornamente aus gebranntem Thon gefertigt hat. Noch 1557 stand er in herzoglichen Diensten und lieferte auch für Herzog Ulrich verschiedene thönerne Werkstücke, wobei ihm für ein „grotes Stück Biltwerk“ fünf, für ein kleines zwei Schillinge bezahlt wurden. Später liess er sich in Lübeck nieder, wo wir ähnliche Arbeiten finden werden. Neben ihm war zu Schwerin noch ein alter Ziegelbrenner thätig, zu Dömitz aber wurden holländische Ziegelbrenner beschäftigt. *Statius'* Herkunft von Düren weist nun freilich auch auf die an Holland grenzende Gegend des Niederrheins, und es läge also die Versuchung nahe diesen Stil von dort herzuleiten. Allein da wir in jenen Gegenden nichts Derartiges kennen, so haben wir wohl diese anderwärts in Deutschland und überhaupt im Norden nirgends vorkommende Ausbildung des Terracottastils unsrer Epoche als eine ausgezeichnete Eigenschaft der Meklenburgischen Gebiete zu betrachten. Dass die Kenntniss der oberitalienischen Backsteinbauten dabei den ersten Anstoss gegeben habe, dürfen wir wohl vermuthen.

Von der alten Einrichtung ist nichts mehr erhalten. Links von dem gewölbten Eingange, der als Durchfahrt zum Hof diente, war die Hofstube, rechts die Wohnung des Pförtners und anderer Diener. Im ersten Stock war der grosse Tanzsaal, der die ganze Länge des Flügels umfasste; im dritten Stock, der eine anmuthige Aussicht gewährt, befand sich der Speisesaal, daneben der Herzogin Gemach, und die Rathsstube. Den Zugang zu den oberen Stockwerken vermittelte die am östlichen Ende in einem vier-eckigen Treppenhaus angebaute Wendelstiege. Das Dach hatte ursprünglich Giebelerker mit Gemächern, die aber 1574 abgetragen wurden, weil von ihrer Last das Gebäude gesunken war. Die Deckenverzierung für die Säle des Fürstenhofes sowie des Schlosses zu Schwerin malte 1554 Meister *Jakob Strauss* zu Berlin.

Sie bestanden aus vergoldeten Rosetten, welche in Berlin auf Leinwand gemalt und dann an Ort und Stelle befestigt wurden.

Der Fürstenhof war nicht der einzige Bau, welchen Johann Albrecht ausführte. Als er den Thron bestieg, fand er sämtliche fürstliche Schlösser klein, unwohnlich und durch lange Verwahrlosung verfallen. Schon 1550 stellte er seinem alternden Oheim Herzog Heinrich die Nothwendigkeit von Neubauten vor, „damit es nicht so gar schimpflich stehe und ihnen zum Spott gereiche.“ Der alte Herzog meinte aber, er habe sich bei seinem Beilager mit den vorhandenen Gebäuden beholfen und könne, namentlich bei bevorstehender Erndte, sich auf nichts weiter einlassen. Kaum hatte daher Johann Albrecht den Fürstenhof in Wismar prachtvoll erneuert, so begann er mit seinem Bruder Ulrich weitere Neubauten der Schlösser von Schwerin, Dömitz und Güstrow, mit welchen zugleich umfassende Befestigungswerke verbunden waren. Zu den umfangreichsten Werken gehörte vor seiner neuesten Umgestaltung das Schloss von Schwerin, schon durch die unvergleichliche Lage auf einer Halbinsel des anmuthigen, von Laubwald eingefassten Schweriner Sees, von unvergleichlicher Wirkung. Das alte Schloss, jetzt durch einen von Demmler im Stil Franz' I begonnenen, durch Stüler und Strack im modernen Berliner Geschmack vollendeten Neubau verdrängt, bestand seinen wichtigsten Theilen nach aus Bauten des 16. Jahrhunderts, unter denen die von Johann Albrecht I hinzugefügten die meiste künstlerische Bedeutung hatten.<sup>1)</sup> Der kunstliebende Herzog liess hier dieselben Ornamente von gebranntem Thon anwenden, welche sich schon am Fürstenhof zu Wismar bewährt hatten. Seit 1555 wurde das Hauptportal mit der doppelten Wendeltreppe errichtet, und von 1560 die Schlosskirche ausgeführt, welche nach Anlage und Durchbildung von hervorragender Bedeutung war. Als Baumeister wird *Johann Baptista Parr* genannt, der Bruder des *Franziskus Parr*, welcher für Herzog Ulrich gleichzeitig das Schloss zu Güstrow baute und öfter auch beim Schlossbau in Schwerin zu Rathe gezogen wurde. Ein dritter Bruder *Christoph Parr* war ebenfalls an beiden Schlossbauten beschäftigt, und errichtete 1572 ausserdem den Fürstenthron im Dom zu Schwerin. Ueber die Herkunft dieser Brüder Parr ist leider aus den Urkunden nichts zu ermitteln. Dass sie keine Norddeutsche waren, geht schon aus ihren Hochdeutsch

<sup>1)</sup> Das Geschichtliche bei Lisch, Jahrb. V, S. 32 ff. mit Abbildungen des Grundrisses. Vergl. das Prachtwerk über das neue Schloss.

abgefassten Schriftstücken hervor; ob sie aber Ausländer waren oder aus Oberdeutschland stammten, muss dahin gestellt bleiben, obwohl der Taufname Johann Baptista auf italienische Abstammung zu deuten scheint.<sup>1)</sup> Dass Johann Albrecht gleichzeitig auch italienische Künstler berief, ist mehrfach bezeugt. Schon 1557 empfahl Hercules von Ferrara dem Herzoge einen Baumeister *Francesco a Borno* von Brescia,<sup>2)</sup> welcher alsbald in Dienst genommen wurde und mit einer Anzahl welscher Maurergesellen aus Trient und einem italienischen Ziegler nach Meklen-

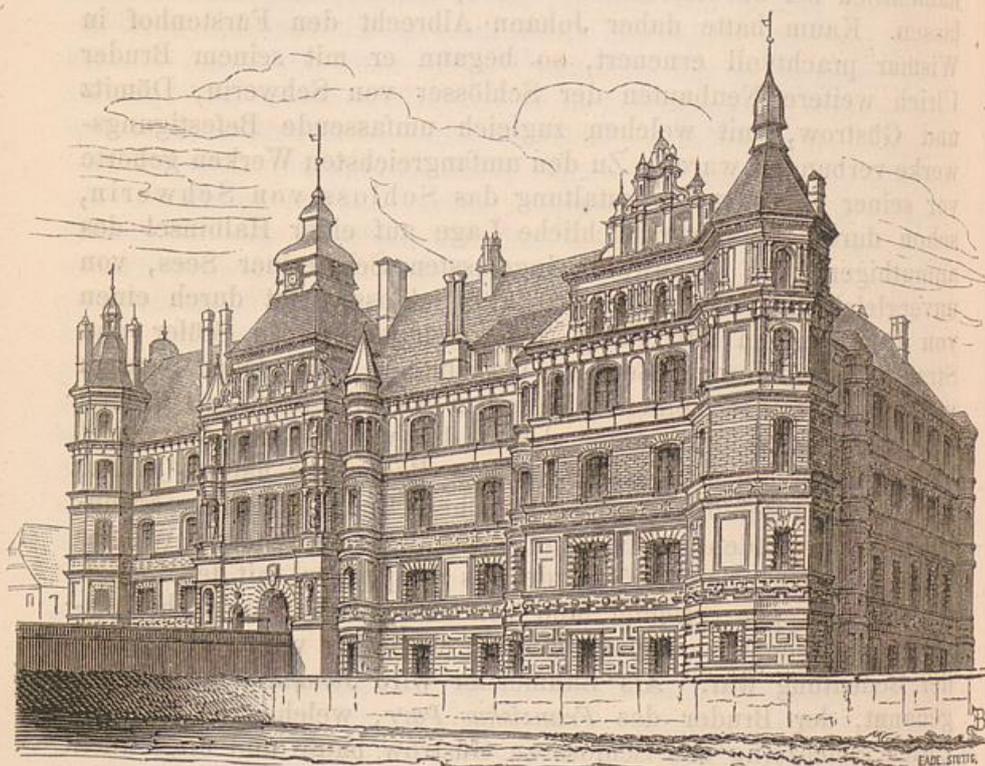


Fig. 202. Schloss zu Güstrow. Vorderseite.

burg kam. Damals hatte jedoch schon ein anderer welscher Baumeister *Paul* dort Vorarbeiten begonnen. Selbst des Kurfürsten von Brandenburg italienischen Baumeister *Francisco Chiamarella*

<sup>1)</sup> Sollte eine Verwandtschaft mit Jacob Bahr, den wir in Brieg kennen lernten, vorliegen? Die laxen Orthographie jener Zeit schliesst die Identität der Namen nicht aus, zumal die Parr auch „Pahr“ geschrieben werden.  
<sup>2)</sup> Ueber alle diese Künstler vergl. Lisch, a. a. O. S. 22 ff.

von Venedig entbot der Herzog zu sich, um von ihm Rath und Pläne zu erhalten. Bei diesen Italienern handelte es sich um die Befestigungen zu Dömitz und Schwerin, denn die Italiener standen damals, wie bald darauf die Niederländer im Festungsbau in hohem Ansehn. Von der ehemaligen Pracht der Ausstattung des Schlosses gaben zuletzt nur noch die zahlreichen Terracotten, welche man zur Ausstattung der gegen den Garten gelegenen grossartigen Grotte verwendet hat, Zeugniß. Es sind meistens männliche und weibliche Portraits fürstlicher Persönlichkeiten, wozu jedoch noch Medaillons mit antiken Bildnissen kommen, die in Wismar fehlen. Auch Löwen, Doppeladler und andere Thiere, trefflich stilisirt und gleich den Medaillons in Lorbeerkränze gefasst, sind eingestreut.

Das dritte dieser grossartigen Schlösser, das zu Güstrow, ist, obwohl jetzt zur Strafanstalt degradirt, im Wesentlichen noch wohl erhalten. Es wurde nach einem Brande 1558 von Herzog Ulrich durch den Baumeister *Franciscus Parr* neu aufgeführt und bis 1565 vollendet. Der nördliche Flügel brannte 1586 ab, worauf bis zum Jahre 1594 eine durchgreifende Wiederherstellung erfolgte. Am südlichen Ende der sauberen, freundlichen Stadt erhebt sich mit imposanten Massen, auf den Ecken und in der Mitte durch hohe Pavillons mit flankirenden Thürmen malerisch gruppiert, der sehr ansehnliche Bau (Fig. 202). Die Architektur desselben, vollständig in Stuck durchgeführt mit Nachahmung mannigfaltigen Quaderwerks, weicht von dem Terracottastil der meisten übrigen meklenburgischen Schlösser in auffallender Weise ab, und erinnert durch ihre Formen und besonders durch die Pavillons mit ihren steilen Dächern und die zahlreichen Schornsteine an französische Renaissance, während der deutschen Sitte wieder durch hohe, kräftig gegliederte Giebel Rechnung getragen wird. Man nähert sich dem Schlosse von der Westseite, wo der tiefe Graben überbrückt ist und durch einen späteren von Herzog Gustav Adolf ausgeführten Vorbau beherrscht wird. Der grosse Thorweg liegt nicht in der Mitte, sondern etwas seitwärts geschoben im westlichen Hauptflügel, der sich in einer Länge von 192 Fuss bei 80 Fuss Höhe erstreckt. Er enthält auf jeder Seite des Thorweges (vergl. Fig. 204) zwei grosse beinahe quadratische Zimmer von 25 Fuss Tiefe, zu welchen an der längeren Südseite noch ein Ecksaal von 30 zu 34 Fuss hinzukommt. Beide Eckräume erhalten eine Erweiterung durch polygone Erkerthürme, deren Fenster köstliche Ausblicke auf die umgebende liebliche Landschaft mit ihren saftigen Wiesengründen, Baumgruppen und klaren Seespiegeln gewähren. Vom Hauptbau zieht sich ein süd-

licher breiterer, und ein nördlicher, minder tiefer Flügel im Rechteck ostwärts hin. Auch die Stockwerkhöhe weicht im nörd-

Fig. 203.

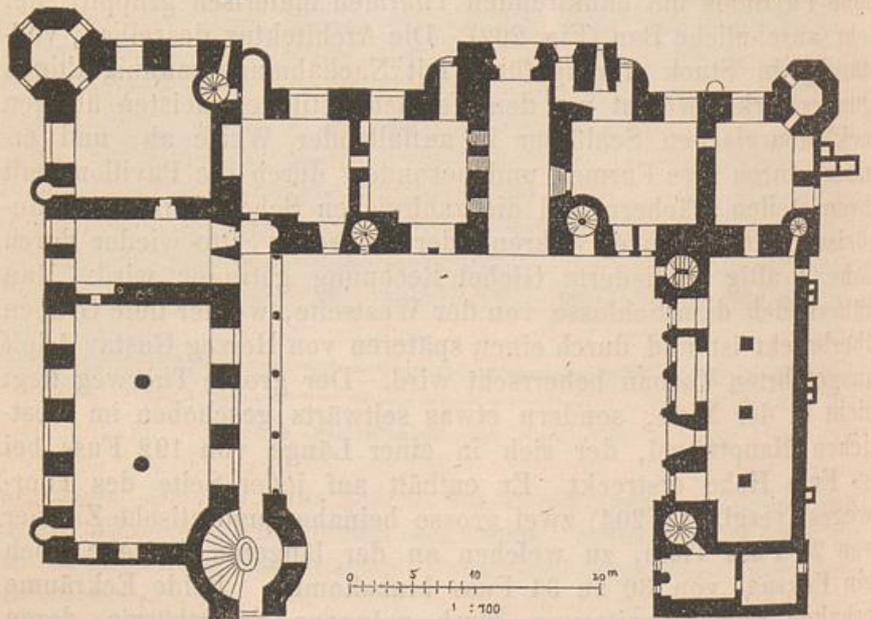
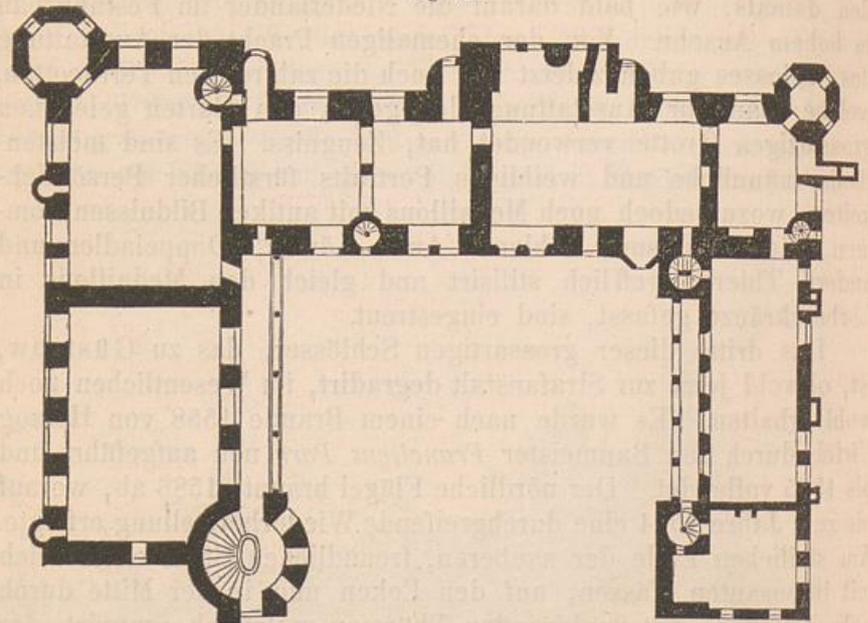


Fig. 204. Grundriss des Schlosses zu Güstrow.

lichen Flügel von der im westlichen und südlichen Bau ab; denn während das Erdgeschoss hier 20, der erste Stock 19, der zweite

16 Fuss misst, betragen die Höhen im Nordflügel nur 11 Fuss im ersten, 13 Fuss im zweiten Stock. Der südliche ist ausserdem durch eine mächtige Säulengalerie im Erdgeschoss und den oberen Stockwerken zur Verbindung der Räume ausgezeichnet. Sie schliesst östlich mit einem grossen ovalen Treppenthurm, der die breite, sanft ansteigende Hauptstiege enthält. Am nördlichen Flügel aber ist nur im Hauptgeschoss eine kleinere Galerie von geringerer Tiefe angebracht. Dagegen erkennt man, dass am Vorderbau ehemals auf mächtigen Kragsteinen eine Galerie das Hauptgeschoss gleichfalls begleitete. Diese Galerien bildeten wie immer bei den Bauten jener Zeit die einzige Verbindung der Räume, da diese stets die ganze Tiefe der Flügel einnehmen. In wie grossartigem Sinn auch die Eintheilung der oberen Geschosse sich auf eine Anzahl durchweg sehr geräumiger Zimmer und Säle beschränkt, zeigt unser Grundriss des Hauptgeschosses Fig. 203.<sup>1)</sup> Die beiden Säle des südlichen Flügels haben bei einer Tiefe von 37 Fuss eine Länge von 53, resp. 58 Fuss. Zugleich erkennt man aus derselben Figur die zahlreichen, meist in den Mauern versteckt liegenden Wendeltreppen, welche fast für jeden Raum eine selbständige Verbindung nach aussen ermöglichen. Es ist das eine besonders in den französischen Schlössern der Zeit mit feiner Berechnung durchgeführte Anlage.

Dass der Bau nicht vollständig erhalten ist, erkennt man unschwer am östlichen Ende des Südflügels, wo der Treppenthurm in seiner Anlage auf eine ehemalige Fortsetzung des Baues hinweist. In der That ist eine solche auf einer alten Abbildung<sup>2)</sup> vorhanden, doch so, dass der erste Stock mit einer von Balustraden umgebenen Plattform abschloss. Da diese Theile durch Wallenstein während seiner kurzen Herrschaft vollendet worden waren, liess Herzog Gustav Adolf sie abbrechen, „ne indigna W. memoria exstaret.“ Diesem Theil entsprach im nördlichen Flügel, der jetzt mit einem viereckigen Thurm schliesst, eine ähnliche Verlängerung, welche an ihrem östlichen Ende die Kapelle enthielt und dort zugleich durch einen hohen runden Thurm ausgezeichnet war. Den Abschluss des Hofes bildete ein östlicher Flügel, der 1795 für baufällig erklärt und abgerissen wurde.<sup>3)</sup> Die noch immer bedeutende Wirkung des Hofes muss ursprüng-

<sup>1)</sup> Die Mittheilung der Grundrisse verdanke ich der zuvorkommenden Güte des Directors der Anstalt, Herrn von Sprewitz. — <sup>2)</sup> Ich verdanke dieselbe gütiger Mittheilung des Herrn Hofbaurath Demmler zu Schwerin. — <sup>3)</sup> Das Geschichtliche in Besser, Beiträge zur Geschichte der Vorderstadt Güstrow, S. 363 ff.

lich eine wahrhaft grössartige gewesen sein. Ein wichtiges Element in diesem Eindruck bildet die herrliche Säulenhalle des Südflügels (Fig. 205). Im Erdgeschoss sind es vier Bogen auf ionischen Säulen von Granit, kraftvoll und mächtig in Axen von 15 Fuss Weite, die Halle selbst gegen 10 Fuss tief, Alles freilich durch eiserne Anker, die Säulenschäfte selbst durch eiserne Bänder gehalten. Im oberen Geschoss eine ähnliche Halle auf korin-

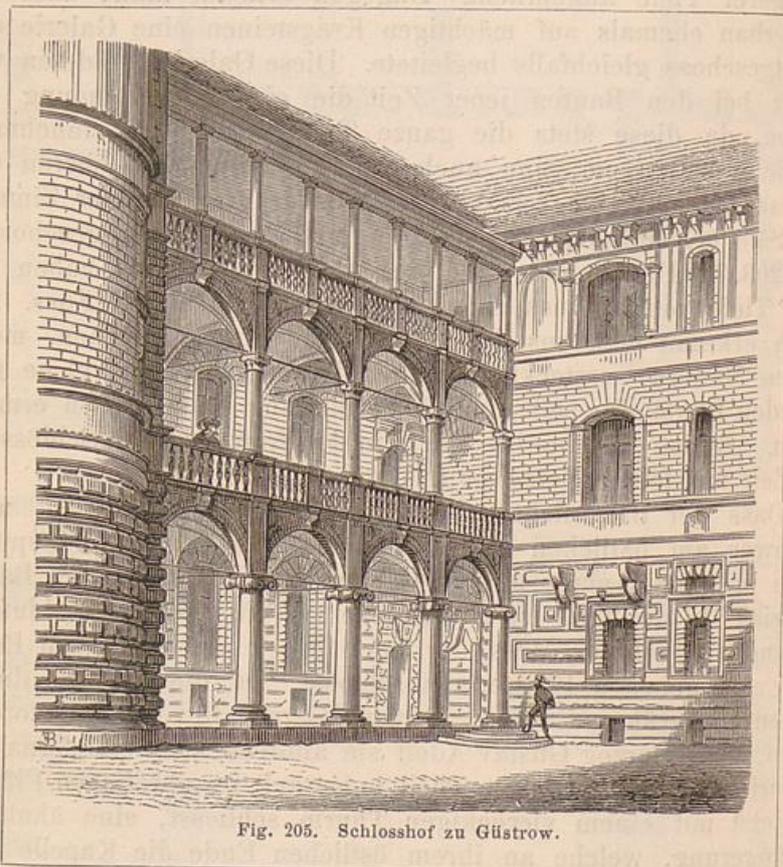


Fig. 205. Schlosshof zu Güstrow.

thischen Säulen, und darüber im zweiten Stock eine Loggia mit doppelter Anzahl von Säulen, welche das Gebälk und den Fries aufnehmen.

Der ganze Bau ist wie schon bemerkt in Stuck durchgeführt, dessen Behandlung von grosser Sorgfalt zeugt. Das Erdgeschoss hat eine kraftvolle Rustika, die in mancherlei Variationen der Quaderbildung sich gefällt. Im ersten Stock stuft sich die Rustika feiner ab und ist gleichmässiger durchgeführt, im oberen Geschoss endlich ist bei glatt verputzten Flächen durch Blendnischen und

Säulenstellungen eine reichere Gliederung bewirkt, die an den hohen Giebeln des Aeusseren durch Häufung der Säulenstellungen etwas phantastisch Unruhiges erhält. Das Hauptgesims mit seinen frei gruppirten Consolen giebt einen wirksamen Abschluss. Sämmtliche Fenster sind im Stichbogen gewölbt und erhöhen bei grossen Verhältnissen und bedeutenden Axen den wahrhaft vornehmen Charakter des Baues. Mit Recht aber hat der Architekt an der Südseite die zahlreicheren Fenster dicht zusammengedrängt, um von der entzückenden Aussicht in die Landschaft möglichst Vortheil zu ziehen. Die dort liegenden grossen Säle gehören durch Stattlichkeit des Raums, Fülle des Lichts, Freiheit der Lage zu den schönsten ihrer Art. Was den Haupträumen des Schlosses noch einen besonderen Reiz verleiht, sind die zahlreichen tiefen Nischen und Erker mit ihren freien Ausblicken, die auch das Aeussere mannigfach beleben. Die Lust an der Dekoration ist bis zu den Schornsteinen des Daches gedrungen, die mit Voluten und andern Ornamenten reich geschmückt sind. Auch die zahlreichen Wetterfahnen auf den Dächern zeigen lustigen figürlichen Schmuck. An dem östlichen thurmartigen Vorsprung des Nordflügels ist im zweiten Stock ein Balkon herausgebaut, welcher mit hübschem Wappen und einer Inschrift geschmückt ist. Diese besagt, dass Herzog Ulrich, nachdem 1586 das alte Haus abgebrannt, dasselbe in den beiden folgenden Jahren wieder erbaut habe. Die Jahrzahl 1589 liest man an einem Giebel desselben Flügels. Die Einzelheiten dieses Herstellungsbaues zeichnen sich durch eine strengere Behandlung mittelst antikisirender Pilasterstellungen aus.

Was endlich diesem majestätischen Bau seine besondere Bedeutung verleiht, ist, dass er die umfangreichste, schönste und merkwürdigste Stuckdekoration besitzt, welche irgendwo in Deutschland aus jener Epoche anzutreffen ist. Schon die reiche Stuckbekleidung des Aeussern, durch eigends geformte Backsteine vorgemauert, zeigt in der wohlberechneten mannigfaltigen Gliederung und Abstufung eine wahre Künstlerhand. Am Unterbau z. B. sind dunkelgefärbte horizontale Rundstäbe als Einlagen verwendet und eingerahmt. Gradezu unvergleichlich ist aber die Ausstattung des Innern. Die Decken und Gewölbe sämmtlicher Säle und Gemächer, zum Theil auf Säulen ruhend, haben eine Stuckdekoration, welche eben sowohl durch die Mannigfaltigkeit der Eintheilungen wie durch die Schönheit des Einzelnen bewundernswürdig ist. In den reich variirten Formen der Decken, Kreuzgewölbe, Flachdecken und Spiegelgewölbe bot sich die willkommenste Gelegenheit stets neue Motive der Eintheilung und

Gliederung anzuwenden. Die Rippen sind z. B. als Blattkränze charakterisirt, durchweg aber ist bei allem Reichthum das edelste Maasshalten zu erkennen und dabei ein musterhafter Takt in der Abstufung vom Einfachsten zum Prachtvollsten. Besonders schön sind die Decken der Erker ausgeführt, aber auch das südwestliche Eckgemach im Erdgeschoss ist überaus prächtig. Selbst in den Hallen und Bogengängen und der Einfahrt ist Alles in ähnlicher, wenn auch schlichterer Weise mit Stuck dekorirt. Man kann nicht genug beklagen, dass solche Schätze bis jetzt in Deutschland so gut wie unbekannt waren, während sie in vollem Maasse eine sorgfältige Aufnahme verdienten.

Das Güstrower Schloss steht in seiner Anlage und Ausschmückung unter den meklenburgischen Bauten jener Zeit vereinzelt da, Zeuge eines fremden Einflusses, der auf die Persönlichkeit seines Baumeisters zurückzuführen ist. Weitere Spuren fremder Kunstrichtung finden wir im Dom zu Güstrow in den Prachtgräbern der meklenburgischen Fürsten, welche die Nordwand des Chores einnehmen. Sie wurden im Auftrage des Herzogs Ulrich durch einen niederländischen Meister *Philipp Brandin* von Utrecht von 1576 bis 1586 ausgeführt. Derselbe Meister hatte schon früher zugleich mit einem anderen Steinhauer *Conrad Floris*, offenbar ebenfalls einem Niederländer, mehreres für Herzog Johann Albrecht in Schwerin gearbeitet. Es handelt sich in Güstrow zunächst um ein prachtvolles marmornes Epitaphium des Herzogs Ulrich und seiner Gemahlinnen Elisabeth und Anna. Die Gestalten, aus weissem Marmor gearbeitet, knieen hintereinander an reichen Betpulten, in vergoldeten Prachtkostümen, in einer gewissen Steifheit der Haltung, doch nicht ohne Lebensfrische aufgefasst. Wahrheit und Glaube als Karyatiden bilden die architektonische Einfassung und tragen das phantastisch gekrönte Gesimse, an welchem weitere Figuren von Tugenden angebracht sind. Dazu prächtige Wappen und ein ganzer Stammbaum, dies Alles auf schwarzem Marmorgrund mit zahlreichen goldnen Inschriften und Emblemen. Am Fries obendrein Reliefs, das Ganze von höchster Opulenz. Von derselben Hand ist offenbar das kleinere Epitaph der Herzogin Sophia († 1575). Sie liegt betend auf einem Sarkophag, toskanische Säulen bilden die Einfassung und tragen ein barockes Gesimse, in dessen Krönung Christus als Salvator erscheint. Daneben reiht sich östlich das dritte grosse Werk an, mit 1574 bezeichnet, ein riesiger Stammbaum der meklenburgischen Fürsten, freilich nur aus Sandstein, aber reich vergoldet. Prachtvolle korinthische Säulen fassen das Ganze ein und tragen das Gebälk. Auch diese bedeutende

Arbeit zeigt die eleganten Barockformen der damaligen niederländischen Kunst. Sämmtliche drei Epitaphien werden von einem trefflichen schmiedeeisernen Gitter umschlossen. Minder bedeutend, aber aus derselben Epoche und Richtung ist die in Sandstein ausgeführte Kanzel. — Auch in der Pfarrkirche stammt die Kanzel, die Empore und das Stuhlwerk aus derselben Zeit, wenn auch von geringeren Händen.

Neben solchen Schöpfungen fremder Kunst begegnet uns gegen Ausgang der Epoche noch einmal ein Werk der einheimischen zierlichen Backsteinbaukunst im Schloss zu Gadebusch bei Schwerin.<sup>1)</sup> Es ist die Schöpfung Herzog Christoph's, der im Jahre 1569 nach vielen Leiden dem erzbischöflichen Stuhle Livlands entsagt hatte und in sein Bisthum Ratzeburg zurückgekehrt war. Mit gebildetem Geiste und mildem Sinne wandte er sich wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zu. Diesen verdankt man den Bau des Schlosses, welcher 1570 begann und im folgenden Jahre vollendet wurde. Als Baumeister wird *Christoph Haubitz* genannt, welcher seit 1549 bei den Bauten des Herzogs Johann Albrecht als Maurermeister gedient hatte und nach dem Abgange der Brüder Parr (1572) zum Baumeister desselben ernannt wurde. Dieser alte einheimische Meister griff zu dem früheren Stile zurück und führte ein Werk auf, das in seinem Haupttheil noch wohl erhalten dasteht. Auf einem durch künstliche Untermauerungen gestützten Hügel erhebt sich das Schloss als einflügler Bau in einem langgestreckten Rechteck von ansehnlichen Verhältnissen. Ein vortretendes quadratisches Treppenhaus enthält das Portal und den Aufgang zu den beiden oberen Stockwerken. Das Aeussere ist in seinen Mauerflächen verputzt, aber in Friesen, Gesimsen und Pilastern ganz mit Terracotten geschmückt. Die Friese enthalten wie an den Schlössern von Wismar und Schwerin hauptsächlich Medaillons mit männlichen und weiblichen Brustbildern fürstlicher Persönlichkeiten, auch römische Imperatoren in Lorbeerkränzen wie zu Schwerin, Alles gut durchgebildet, wenn auch im Figürlichen nicht besonders fein. Die Gesamtwirkung ist wieder eine reiche und prächtige. An beiden Portalen, von denen das eine zum Treppenaufgang führt, sind, wohl mit Bezug auf den geistlichen Charakter des Erbauers, in Thonreliefs der Sündenfall und die Erlösung durch Christi Kreuzestod und Auferstehung dargestellt.

Im Innern sind zunächst die mächtigen Tonnengewölbe des Kellers beachtenswerth, zu welchem eine Thür gleich neben dem

<sup>1)</sup> Das Historische bei Lisch. Jahrb. V, S. 61 ff.

Hauptportal hinabführt. Die Treppe zum oberen Geschoss hat hübsche Kreuzgewölbe mit elegant profilirten Rippen. Sie mündet oben auf einen grossen Vorplatz, von wo zwei zierliche mit Terracotten dekorirte Portale in die Gemächer führen. Grosse gebrannte Platten mit Delphinen und anderen Thieren bilden die Pilaster, welche auf frei behandelten Kapitälern einen Rankenfries mit tanzenden Putten tragen. Im Erdgeschoss hat die Küche ein reiches Portal mit Medaillonköpfen. In den Gemächern neben der Küche sieht man schön profilirte Unterzugsbalken, welche auf abgefasten Ständern die Decke tragen. Auch ein schlichter alter Kachelofen mit schwarzer Glasur, auf eisernem Unterbau ruhend, ist noch vorhanden.

Noch verdient das Rathhaus als kräftig barocker Bau von 1618 mit einer Loggia auf Pfeilern und mit Rusticafenstern Erwähnung. Er ist ein weiterer Beweis, wie bald hier überall der Terracottenstil verlassen wurde.

Welchen Charakter die Schlossbauten zu Dargun haben, vermag ich aus eigener Anschauung nicht zu sagen. Mit Benutzung von Theilen des ehemaligen Cistercienserklosters <sup>1)</sup> wurde durch Herzog Ulrich, den Erbauer des Güstrower Schlosses, schon seit 1560 hier ein fürstliches Jagdschloss aufgeführt, und 1590 war das „lange Haus“ vollständig eingerichtet. Die Jahrzahl 1586 liest man an einem der Gebäude, aber das Ganze wurde, wie es scheint, erst im 17. Jahrhundert vollendet. Es bildet ein grosses Viereck mit einem Hofe von circa 130 Fuss im Quadrat, der im Hauptgeschoss von Galerien umzogen ist. Der ansehnliche Bau lehnt sich mit seinem östlichen Flügel an das nördliche Querschiff der Kirche und drängt sich mit dem südlichen und dem Ende des westlichen Flügels in das ehemalige Langhaus derselben hinein. Der Haupteingang liegt in der Mitte des östlichen, ein anderer in der des westlichen Flügels. Drei grosse runde Thürme flankiren das Schloss auf den freiliegenden Ecken; nur wo das Querschiff der Kirche anstösst, hat man auf den Thurm verzichtet und sich mit einem Treppenthürmchen begnügt. Der Hauptaufgang zu den oberen Gemächern befindet sich aber als Wendeltreppe in einem Treppenthurm, der die nordöstliche Ecke des Hofes einnimmt. Ueber die künstlerische Ausstattung des Baues weiss ich nicht zu berichten; doch lässt sich so viel aus den mir vorliegenden Zeichnungen <sup>2)</sup> vermuthen, dass der östliche Flügel der älteste noch von Herzog Ulrich erbaute

<sup>1)</sup> Das Geschichtliche bei Lisch, Jahrb. III, 169 ff. — <sup>2)</sup> Die Zeichnungen verdanke ich gütiger Mittheilung des Herrn Hofbaurath Demmler.

Theil sein wird. Er zeigt nämlich im Erdgeschoss und dem ersten Stock Arkaden auf weit gestellten Säulen, im zweiten dagegen eine Galerie mit doppelter Anzahl von Säulen, welche das Dachgesims aufnehmen. Dies ist genau die am Südflügel zu Güstrow vorkommende Form. Die andern Theile des Baues mit ihren schweren massiven Pfeilerhallen im Erdgeschoss und im ersten Stock gehören wohl dem 17. Jahrhundert an.

#### L ü b e c k .

Im Gegensatz zu den meklenburgischen Landen, wo die ganze Bauthätigkeit auf den Fürsten beruhte, zeigt uns der alte mächtige Vorort der Hansa, Lübeck, die Kunst eines bürgerlichen Gemeinwesens. Aber man erkennt bald, schon beim Herannahen an die vielthürmige Stadt, mehr noch beim Durchwandern ihrer Strassen, dass ihre grössten Tage doch in die Zeiten des Mittelalters fallen. So grossartige Denkmale wie die Marienkirche und der Dom mit ihren gewaltigen Thurmpaaren, wie die übrigen noch zahlreich erhaltenen gothischen Kirchen hat keine Stadt des Norddeutschen Küstenlandes, mit alleiniger Ausnahme von Danzig, aus jener Epoche noch aufzuweisen. Dazu kommt, dass Lübeck's Kirchen einen höheren Grad von künstlerischer Durchbildung zeigen als die Danziger, und dass sie mit einem noch reicheren Schmuck von kirchlichen Denkmälern aller Art ausgestattet sind. Wer von Weitem herannahend, die Stadt, umgeben von Wiesengründen, Laubgruppen und Wasserspiegeln, mit ihren sieben gewaltigen Kirchthürmen und zahlreichen kleineren Spitzen sieht, der ahnt etwas von der ehemaligen Macht jenes Freistaates, der an der Spitze der Hansa mit seinen Flotten die Ostsee beherrschte, Dänemark bezwang und in den nordischen Angelegenheiten den Ausschlag gab. Die Anlage der Stadt, wenige Meilen von der Ostsee, an der selbst für Seeschiffe zugänglichen Trave bot die günstigsten Verhältnisse. Der Platz ist mit besonderer Umsicht gewählt, denn er hat die Gestalt einer Halbinsel, die nur nach Norden durch eine schmale Zunge mit dem Lande zusammenhängt, östlich von der Wakenitz, westlich von der Trave umschlossen, auf einem hügelartig ansteigenden Terrain, das seine Vertheidigung durch das Wasser erhielt. An dem einzigen zugänglichen Punkte, der Nordspitze dieses ovalen Stadtplanes, schloss eine feste Burg und das noch vorhandene Burgthor die Stadt ab. Von dort ziehen die Hauptstrassen in zwei parallelen Zügen, der Breiten- und der Königstrasse, in

leichter westlicher Abweichung bis nach dem Südende, wo sie an dem Dom und der dazu gehörigen Baugruppe ihren Abschluss finden. Zahlreiche Querstrassen schneiden sich mit diesen Hauptadern im rechten Winkel, sämmtlich von kurzer Entwicklung, da die grösste Breite der Stadt ungefähr die Hälfte ihrer Längenausdehnung beträgt. Das gewaltige, noch wohlerhaltene Holstenthor mit seinen beiden Thürmen bezeichnet hier die Hauptstrasse, welche nach Westen auf das angrenzende holsteinische Gebiet und gegen Hamburg führt. Wo diese Strasse sich mit der grossen Längenspulsader der Breitenstrasse schneidet, breitet sich das weite Rechteck des Marktes aus, auf zwei Seiten, der nördlichen und der östlichen von den ausgedehnten Gebäuden des Rathhauses eingefasst. Hier ist das Herz der Stadt, hier erhebt sich auch die Hauptkirche zu St. Marien, die mit ihren dunklen Backsteinmassen und den beiden riesigen Thurmhelmen hoch über die mittelalterlichen Giebel des Rathhauses emporragt. An der andern Seite des Marktes erhebt sich die Petrikerche, etwas weiter östlich St. Aegidien und im nördlichen Theile der Stadt die wiederum sehr ansehnliche Jacobikirche, dabei das Spital zum Heiligen Geist. Damit sind die Hauptpunkte in der Plananlage der Stadt gezeichnet. Ein grossartiger Zug voll Freiheit und Klarheit spricht sich in ihr aus.

Das Gepräge der wichtigsten Denkmäler gehört überwiegend dem Mittelalter und verräth unverkennbar, dass das 13. und 14. Jahrhundert den Höhepunkt in der Machtentwicklung Lübeck's bezeichnen. Schon das 15. Jahrhundert steht darin zurück; man spürt ein Nachlassen in der monumentalen Entwicklung oder vielmehr ein Umwenden vom kirchlichen zum Profanbau; denn das Holstenthor und das Burgthor, sowie ausgedehnte Theile des Rathhauses gehören dieser Zeit an. Mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts finden wir Lübeck von einem engherzigen Patriziat beherrscht,<sup>1)</sup> welches der Strömung der Zeit sich feindlich entgegenstellt. Die Reformation, die in der Bürgerschaft allgemein Anklang gefunden, wird vom Rathe mit eiserner Hand unterdrückt. Bürger, welche nach Oldesloe gehen, um den dort eingesetzten evangelischen Prediger zu hören, werden mit Landesverweisung, Gefängniss oder Geldbusse gestraft. Der Prediger Johann Ossenbrügge, der heimlich in die Stadt gekommen war, um in einem Privathause lutherischen Gottesdienst zu halten, wird in's Gefängniss geworfen, und als er endlich auf Andringen der Bürgerschaft befreit wird, muss er froh sein, zu Schiffe nach Reval zu

<sup>1)</sup> Vergl. J. R. Becker, *Gesch. der freyen Stadt Lübeck II*, S. 3 ff.

entkommen, wodurch er den Mönchen die Freude macht aus-  
sprengen zu können, der Teufel habe ihn geholt. Ein blinder  
Bettler wird aus der Stadt gewiesen, weil er auf der Strasse ein  
lutherisches Lied gesungen; ein Buchbinder, der des Reformators  
Schriften verkauft, wird in den Thurm geworfen; ja noch 1528  
werden Luthers Bücher durch den Büttel auf offenem Markte ver-  
brannt. In der Bürgerschaft war aber der Drang zum Evange-  
lium so stark geworden, dass einst beim Gottesdienst in der  
Jacobikirche, während der katholische Priester predigte, zwei  
Knaben den Choral Luthers „Ach Gott vom Himmel sieh darein“  
anstimmten, die ganze Gemeinde mit einfiel und den Prediger  
zwang, die Kanzel zu verlassen. Erst als der Rath von der  
Bürgerschaft eine ausserordentliche Steuer verlangte, erzwang  
diese durch ihre standhafte Opposition, dass die evangelische  
Lehre endlich frei gegeben und bald darauf die Reformation  
völlig durchgeführt wurde. Aber die Starrheit der Aristokratie  
ist damit nicht bezwungen. Der kühne Versuch Wullenwebers  
eine Volksherrschaft aufzurichten und Lübeck's Macht noch ein-  
mal auf's Höchste zu steigern, misslingt, und fortan ist wohl  
noch eine Zeit lang von materiellem Gedeihen, aber nicht mehr  
von politischer Machtstellung zu reden. In jenen Kämpfen haben  
wir wohl den Grund zu suchen, warum noch 1518 die Marien-  
kirche in einem durch die Gegensätze geschärften Eifer mit  
reichster Ausstattung in gothischen Formen geschmückt wurde.  
Zugleich aber hängt damit zusammen, dass die Renaissance hier  
erst spät auftritt und keine hervorragende Rolle spielt. Doch  
sind einige prächtige Werke aus ihrer spätern Entwicklung  
erhalten.

Der wichtigste Bau<sup>2</sup> ist das Rathhaus. Der älteste Theil  
desselben ist das grosse Rechteck, 150 Fuss breit und 120 Fuss  
tief, welches den Markt an der Nordseite begränzt und mit seiner  
Südseite an den Marienkirchhof stösst. Hier ist der Rathskeller  
mit seinen gewaltigen Gewölben; der Bau selbst aber wird durch  
drei colossale Satteldächer bedeckt, die mit ihren riesenhohen  
Backsteingiebeln über alle spätere Bauten hinausragen. Vor diese  
Façade, die nach Süden schaut, wurde seit 1570 die Renaissance-  
halle gesetzt, von der wir noch zu sprechen haben. In dem  
gegen die Breitestrasse liegenden östlichen Theil dieses Baues  
befand sich ehemals der grosse Hansasaal, die ganze Tiefe des  
Baues von 120 Fuss bei einer Breite von 30 Fuss einnehmend.  
An diesen Hauptbau wurde noch im Mittelalter ein die Ostseite  
des Marktes abschliessender Flügel gesetzt, im Erdgeschoss eine  
langgestreckte zweischiffige Halle auf Granitpfeilern bildend,

ehemals bis 1868 zum Theil als Arbeitsstellen für die Goldschmiede benutzt, neuerdings zum grossen Vortheil für die Gesamtwirkung geöffnet und sorgfältig wieder hergestellt. Zwei gewölbte Durchgänge stellen die Verbindung mit der Breitenstrasse her. Der südliche Theil enthielt ehemals die Rathswaage, und an ihn wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach der Strassenseite die prächtige Freitreppe gebaut, die ein Hauptstück der Renaissance ist. Im oberen Stock befand sich ehemals der Löwensaal, 90 Fuss lang und 24 Fuss breit, daneben ein Vorplatz und die sogenannte Kriegsstube, 36 Fuss breit und 48 Fuss lang. Der ganze Flügel aber erstreckt sich zu einer Länge von 150 Fuss.<sup>1)</sup>

Für unsere Betrachtung ist zunächst von Wichtigkeit der prächtige Vorbau, welcher 1570 der Südseite vorgelegt wurde (Fig. 206). Die zierlichen Hallen, auf zwölf Pfeilern mit kräftigen etwas gedrückten Bögen sich öffnend, werden nach oben durch drei Giebel abgeschlossen, von denen der mittlere als dominirender Theil höher emporragt. Die Composition ist vorzüglich, die Gliederung reich und doch klar, aber das Figürliche zeugt von schwachen Händen, und das ganze Werk, so ansehnlich es auch ist und so bestechend das schöne Sandsteinmaterial wirkt, gehört doch nicht zu den vorzüglichsten Schöpfungen der Zeit, ist z. B. dem Bremer Rathhaus keineswegs ebenbürtig. Vom Jahre 1594 datirt sodann die prächtige Freitreppe, welche an der Breitenstrasse auf vier Pfeilern angelegt ist, eine überaus malerische Conception, in kräftigen und reichen Formen durchgeführt, namentlich die einzelnen Quadern mit jenen Sternmustern geschmückt, welche in dieser Spätzeit allgemein beliebt waren. Weiter nordwärts aus derselben Epoche ein prächtiger Erker in ähnlichen Formen. Auch das Innere des Baues wurde damals reich geschmückt, besonders die Kriegsstube zeigt noch jetzt die prachtvolle Ausstattung jener Epoche. An dem Marmorkamin, der neuerdings barbarischer Weise mit dunkler Oelfarbe überschmiert war,<sup>2)</sup> liest man die Jahrzahl 1595. Zum Schönsten in dieser Art gehört die Wandvertäfelung, bei welcher Schnitzwerk und eingelegte Arbeit zusammenwirken. Auch das Portal zum Rathssaale ist eine treffliche Schnitzarbeit. Sie datirt von 1573, hängt also mit dem Bau der südlichen Arkadenfront zusammen.

Von den städtischen Bauten ist sodann noch das ehemalige Zeughaus beim Dom vom Jahre 1594 zu nennen. Es ist ein

<sup>1)</sup> Werthvolle Notizen verdanke ich der Güte des Herrn Stadtbau-  
direktors Krieg. — <sup>2)</sup> Seit Kurzem durch die Sorgfalt des Herrn Krieg  
gereinigt. Trefflich fotogr. Aufnahme von Nöhring.

mächtiger, aber einfacher Backsteinbau mit Sandsteingliederungen in dem aus den Niederlanden stammenden Mischstil, wohl an

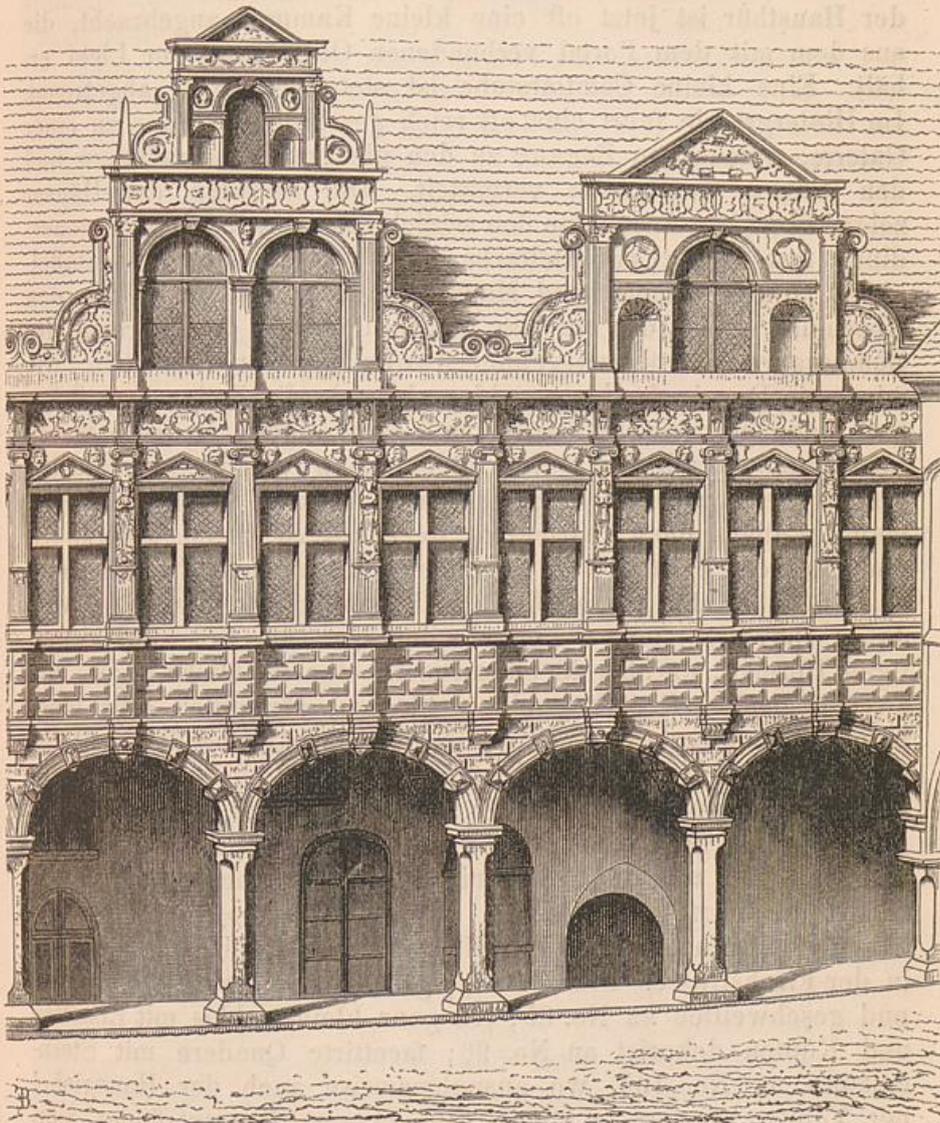


Fig. 206. Rathhaushalle zu Lübeck.

Grösse, aber bei Weitem nicht an künstlerischer Behandlung mit dem Danziger Zeughaus zu vergleichen.

Auch der Privatbau der Stadt steht an Reichthum der Durchbildung dem von Danzig weit nach; allein in der Anlage der

Häuser erkennt man dieselben Grundzüge. Das Erdgeschoss bildet unten auch hier eine weite und hohe Halle, die ihr Licht aus mächtigen Fenstern vom Hofe her erhält und ihren Zugang von der Strasse in einem riesig hohen Portale besitzt. Ueber der Hausthür ist jetzt oft eine kleine Kammer angebracht, die aus dem mit dem Portal verbundenen Oberfenster ihr Licht erhält. Eine kleine Comtoirstube ist stets vom Flur abgetrennt. Im Hintergrunde führt eine oft reich geschnitzte Treppe zu einer Galerie, welche den Zugang zu den niedern Schlafkammern und den oberen Geschossen vermittelt. Die Façaden der Häuser zeigen fast ohne Ausnahme den schlichtesten Backsteinbau, neuerdings fast immer mit Oelfarbe überstrichen. Einfache Staffgiebel, durch Lisenen und Mauerblenden gegliedert, bilden den Abschluss. Von der reichen Ausstattung mit den Formen der Renaissance bei überwiegender Anwendung von Sandstein, wie wir es in Danzig fanden, ist hier nirgends die Rede. Den Erker hat man hier wie in Danzig und den andern niederdeutschen Seestädten vermieden. Nur indem man zahlreichen Häusern prachtvolle Portale im beginnenden Barockstil vorsetzte, suchte man der allgemeinen Zeitrichtung Rechnung zu tragen. Karyatiden und Hermen, Statuen von Tugenden, Masken und Fruchtsschütze spielen dabei eine grosse Rolle. Ein Prachtstück dieser Art vom Jahre 1587 sieht man Schlüsselbuden No. 190, mit zwei gewaltigen Hermen, darüber in einer Nische eine weibliche Figur, von zwei liegenden Gestalten eingeschlossen, sämmtlich sehr langbeinig und manierirt. Ein hübsches Portal ebenda No. 196, gleichfalls mit Figuren geschmückt und sämmtliche Flächen mit Metallornamenten dekorirt. Ein prächtiges Portal ebenda No. 195, mit Kriegerfiguren und allegorischen Darstellungen, auch hier das Figürliche unerträglich manierirt. Auf solchen Schmuck verzichtet das Portal an No. 194, erholt sich dagegen an reichen Fruchtgehängen und Masken. Mehreres von ähnlichem Charakter in der Fischstrasse. Eins der üppigsten schon stark überladenen und geschweiften an No. 85; ein ganz kleines, blos mit Rosetten und Köpfen dekorirt an No. 96; facettirte Quadern mit Sternmustern an No. 104, wo ausnahmsweise auch der Hausgiebel mit Voluten geziert ist. Die sehr langen Figuren findet man wieder an No. 106. Ueberaus reich mit Festons und Hermen ist No. 107 dekorirt, wo auch die oberen Theile der Façade ähnlichen Schmuck erhalten haben, und in der Mitte eine Abundantia in einer Nische aufgestellt ist. Einfacher in Anlage und Behandlung No. 105. Mehreres auch in der Breitenstrasse. Phantastisch reich mit Masken geschmückt No. 785. Noch stattlicher

mit zwei kannelirten ionischen Säulen, deren unterer Theil reich dekorirt, dazu über dem Gebälk zwei liegende Figuren an No. 819. Dagegen No. 793 zierliche Metallornamente an den Flächen, fein kannelirte korinthische Pilaster, von Quaderbändern durchbrochen, als Einfassung.

Ganz abweichend ist die grosse Façade in der Holstenstrasse No. 276. Das Portal gehört zwar derselben Gattung an, wird durch kriegerische Atlanten eingefasst und von den Figuren des Glaubens und der Liebe bekrönt. Dabei der Spruch: *Sperantem in domino misericordia circumdabit*. Dies Alles wie gewöhnlich in Sandstein. Die Façade selbst ist aber ein Prachtstück von Renaissancedekoration in Terracotta, offenbar um einige Dezennien früher als das Portal, vielleicht das Werk des *Gabriel v. Aken* und *Status v. Düren*, die sich wie wir wissen in Lübeck niedergelassen hatten. Doppelte Lisenen, aus gerippten Rundstäben bestehend, auf Maskenkonsolen ruhend, theilen den hohen Giebel, und ähnliche Rundstäbe fassen sämtliche Fenster ein. Die einzelnen Stockwerke aber werden bis oben hinauf von Medaillonfriesen in Terracotten gegliedert, welche den Arbeiten in Wismar, Schwerin und Gadebusch verwandt sind. Leider hat ein späterer Zopfzusatz die ursprüngliche Reinheit getrübt; jedenfalls ist aber die Façade sehr interessant wegen der Anwendung eines durchgebildeten Terracottenstils. Aehnliche Werke kommen noch ein paar Mal in der Wahnstrasse vor.

Von dem Reichthum der Ausstattung, welcher ehemals die Patrizierhäuser auszeichnete, geben noch einzelne Ueberreste Zeugniß; am prachtvollsten der Saal im Hause der Kaufleute (Fredenhagen'sches Zimmer), dessen Getäfel in Eichen-, Linden-, Nussbaum- und Ulmenholz zu den edelsten der Zeit gehört. Gekuppelte korinthische Halbsäulen mit reich geschnitzten Schäften tragen ein Gebälk mit elegantem Rankenwerk am Gesimse, und darüber eine Doppelstellung von Atlanten und Karyatiden, die mit einem zweiten nicht minder reich dekorirten Gesimse abschliessen. Die Wandfelder zeigen unten eine Nachbildung kräftiger Steinarkaden und darin tabernakelartige Aufsätze, darüber eingelassene Alabasterreliefs, sicherlich niederländische Arbeiten, Alles auf's Reichste plastisch dekorirt. Den oberen Theil der Wände schmücken Gemälde in Goldrahmen. Die Decke zeigt ein reich cassetirtes Balkenwerk, kraftvoll gegliedert und elegant geschnitzt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. die Notiz von A. Meier im Dresdener Corr. Bl. 1853, Dec. No. 3.

Einige werthvolle Werke finden sich sodann in den verschiedenen Kirchen der Stadt. Bemerkenswerth zunächst in der Marienkirche die grossartige Ausstattung mit Messinggittern, welche den ganzen Chor und die zahlreichen Kapellen, ebenso auch das Taufbecken umgeben. Sie datiren sämmtlich von 1518 und zeigen im Wesentlichen zwar noch die Elemente des gothischen Stiles, aber doch in einer Umbildung, welche nicht ohne Einwirkung der Renaissance zu denken ist. Diese selbst mit ihren zierlichen Formen findet man sodann, freilich ganz vereinzelt, an der schönen Grabplatte des in demselben Jahre 1518 verstorbenen Gothard Wigerinck, ebenfalls ein Bronzewerk. Weit geringer war um dieselbe Zeit hier die Steinarbeit, z. B. an dem Grabstein des Christoph und Johann Tidemann im Chorumgang des Doms, stumpfe Gestalten in schlichter Einfassung von korinthischen Halbsäulen, die Schäfte oben kannelirt, unten mit Ornamenten geschmückt, sicher erst nach der Mitte des Jahrhunderts gearbeitet. Holzschnitzerei und Metallguss sind und bleiben die hier bevorzugten Künste. Erstere ist besonders an der prachtvollen Orgel der Aegidienkirche, sowie an dem 1587 ausgeführten Lettner, dessen gewundene Treppe auf Atlanten ruht, nicht minder an dem meisterhaften Uhrwerk der Marienkirche vom Jahr 1562 vertreten. Dagegen ist die Orgel in derselben Kirche ein ebenso prächtiges Werk der spätgothischen Epoche, gleichzeitig mit der übrigen Ausstattung der Kirche 1516—1518 von Meister *Barthold Hering* ausgeführt. Auch das Stuhlwerk der Kirche zeigt eine bewundernswürdig reiche und edle Ausbildung, die Füllungen namentlich mit Arabesken vom feinsten Geschmack und voll Phantasie. Zwei reich geschnitzte Orgeln hat auch die Jacobikirche, und zwar die eine von 1504, die andere von 1637, aber auch diese noch mit überwiegend gothischen Formen.

Was an Bronzewerken in Lübeck's Kirchen vorhanden, übersteigt jede Vorstellung. Von der unvergleichlichen Pracht der zahlreichen Gitter in der Marienkirche, die freilich überwiegend noch der Gothik angehören, war schon die Rede. Von andern Werken der früheren gothischen Epoche habe ich hier nicht zu berichten; wohl aber von dem herrlichen Bronzegitter der Bremerkapelle vom Jahr 1636, mit Säulen, Hermen und Karyatiden gegliedert, schon sehr barock, aber höchst geistreich und elegant, dabei von meisterhafter Technik. Prachtvolle Kronleuchter finden sich in der Jacobikirche, noch glänzender aber sind die Kronleuchter, Wandleuchter und Gitter in St. Peter, datirt von 1621, 1639, 1644, voll Phantasie und Anmuth, mit kletternden und spielenden Putten dekorirt. Auch die Aegidienkirche und der

Dom sind mit ähnlichen Kronleuchtern ausgestattet. Ich hebe hier nur das Wichtigste heraus; die Fülle des noch Vorhandenen verdiente in einer statistischen Darstellung der Renaissancewerke Deutschlands eingehendere Beachtung.

#### Lüneburg.

Lüneburg ist eine Wiederholung Lübeck's im kleineren Maassstabe; zugleich hat die Stadt Bedeutung, weil sie die südliche Grenze des niederdeutschen Backsteinbaues bezeichnet. Schon in Celle hört derselbe auf und macht dem mitteldeutschen Fachwerkbau der Harzgegenden Platz. In der mittelalterlichen Epoche und noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beherrscht der derbe niederdeutsche Backsteinbau hier die ganze Profanarchitektur. Die Bürgerhäuser sind schmal und hoch mit einfachen Staffelgiebeln. Der Erker kommt hier so wenig vor wie in Lübeck oder Danzig, nur ein paar Mal finden sich ganz bedeutungslose Fachwerk-Erker dem Erdgeschoss und ersten Stock vorgesetzt: ein von den Hannoverschen Städten ausgehender Einfluss. Mit dem 16. Jahrhundert bürgert sich an diesen Bauten die Renaissance ein, doch in etwas verschiedener Art als zu Lübeck.<sup>1)</sup> Wie dort nämlich werden zwar die Façaden durch jene schräg gerippten Rundstäbe gegliedert, die Fensternischen und die Lisenen damit eingefasst, und ebenso die Friese und die Medaillons, welche die Stockwerke trennen, eingerahmt. Die Friese sollten nun Füllungen von Terracottareliefs erhalten, welche indess in den meisten Fällen nicht ausgeführt sind. Dagegen trifft man häufig in den Medaillons zeitgenössische Bildnisse, Wappen u. dergl. in farbig glasierten Terracotten. Denkt man sich die ganzen Friese in dieser Weise geschmückt, so müssen die Façaden, die jetzt durch den dunklen Ton des Backsteins etwas Düsteres haben, von prächtiger Wirkung gewesen sein. Das Hauptbeispiel dieser Art ist der grosse Giebel, welcher die lange Perspektive der Hauptstrasse Am Sand dominierend abschliesst, bezeichnet 1548. Die einfassenden Rundstäbe mit ihrem schrägen Rippenwerk machen fast den Eindruck von Laubkränzen, welche die Glieder umrahmen. Die dekorirenden Medaillonköpfe, Wappen und figürliche Darstellungen, Knaben auf Delphinen, Simson mit dem Löwen, mit den Thoren von Gaza u. dergl. sind lebensvoll behandelt. Auch der kleinen daneben-

<sup>1)</sup> Einige Abbildungen in den Publ. des Lüneb. Altherth. Ver.

stehenden Façade hat man denselben Schmuck gegeben. Ein anderes noch etwas früheres Beispiel vom Jahr 1543 bietet die Façade an der Münze No. 9. Die farbig glasierten Reliefmedaillons mit den zeitgenössischen Portraitzköpfen sind derb und lebendig ausgeführt.

Etwas später tritt eine Veränderung im Stil dieser Terracotten auf. Statt des farbig geschmückten Flachreliefs stellen sich im kräftigsten Hochrelief weit vorspringende Köpfe ein, die nun keine Glasur mehr erhalten. Der malerische Stil macht einem mehr plastischen Platz. Ein charakteristisches Beispiel dieser Art gewährt ein Haus von 1559 in der Bardowiker Strasse No. 30, mit sehr gut behandelten Reliefköpfen; vom Jahre 1560 das Haus am Markte No. 1, wo aber diese Köpfe und die Wappen in Sandstein eingesetzt sind. In der Mitte ein hübsches Barockschild, von Engeln gehalten. Um diese Zeit dringt also der Hausteinbau ein und findet namentlich an einzelnen Prachtportalen, offenbar nach dem Vorgange von Lübeck, seine Verwendung. So an dem Hause Neue Stülze No. 27. Ein anderes in der Grossen Bäckerstrasse No. 30, mit korinthischen Säulen eingefasst, deren Schaft am untern Theil mit Metallornamenten bedeckt ist. Das Prachtstück aber in derselben Strasse No. 9, die Rathsapotheke, wo das Portal mit Hermen eingefasst ist, welche medizinische Gefässe halten und an den Schäften reich dekorirt sind, darüber ein Bogen mit Masken und Festons, in den Zwickeln zwei sitzende weibliche Figuren. Das Portal ist nach dem Vorbilde der Lübecker von ungewöhnlicher Höhe.

In charaktervoller Weise haben die verschiedenen Kunstepochen sich am Rathhause ausgesprochen. Es ist gleich dem von Lübeck ein Conglomerat, in mehreren Perioden allmählich durch neue Ansätze vergrössert. Im Wesentlichen aus verschiedenen Epochen des Mittelalters stammend, ist es äusserlich ohne grossartigere Gesamtwirkung, und die Hauptfaçade am Markt mit ihren Bogenhallen und den mit Figurennischen dekorirten Pfeilern trägt den Charakter einer späten Restauration. Man liest: Exstructum 1720, renovatum 1763. Interessanter ist das Innere, welches in verschiedenen Epochen eine zum Theil prachtvolle Ausstattung erhalten hat. Noch völlig gothisch ist der mit hölzernem Tonnengewölbe überdeckte Saal, der durch seine Glasgemälde, seine schönen Bodenfliesen, in welchen man vor den Sitzen der Rathsherren noch die Oeffnungen der Luftheizungsröhren mit ihren Metallverschlüssen sieht, mit seiner polychromen Deckenmalerei und der völlig erhaltenen Wandvertäfelung mit ihren Schranken und den Sitzen für die Rathsherren einen unver-

gleichlich harmonischen Eindruck macht. Letztere gehören der Renaissance an und sind mit ihren eingelegten Holzmosaiken 1594 ausgeführt. Die Gemälde der Decke sind im Geist und den Formen der Kranach'schen Schule behandelt. Am Eingang des Saales bilden zwei ungleiche Flachbögen auf kräftiger Rundsäule eine Art Vorhalle. Im Flur ist ein prachtvolles Eisengitter von *Hans Ruge* 1576 ausgeführt, ohne alles phantastische Element, nur mit schön stilisirten Blumen geschmückt. Das Zimmer rechts vom Eingange im Erdgeschoss zeigt eine gute Holztäfelung vom Jahre 1604.

Den Stolz des Rathhauses bildet aber der Rathssaal, 1566 bis 1578 durch *Albert von Soest* mit einer künstlerischen Ausstattung versehen, welche alles überbietet, was jemals deutsche Schnitzkunst hervorgebracht. Man liest daran: *Albertus Suzatiensis fecit*. Zunächst sind die Schranken mit den Sitzen für die Rathsherrn auf's Reichste mit zierlich ausgeführten Reliefs der biblischen Geschichte dekorirt. Man sieht das Urtheil Salomon's, das jüngste Gericht, Moses das Volk strafend, dazu die Statuetten von Moses, Aron und Josua, Alles in kleinstem Maassstabe mit hoher technischer Meisterschaft durchgeführt. Einfacher ist die Bekleidung der Wände, sowie die cassetirte Decke mit ihren vergoldeten Rosetten. Der Künstler hat sich die Hauptwirkung für die architektonisch hervorragenden Theile aufgespart. Schon die Friese mit den herrlichen kleinen Köpfchen, die aus den Ranken hervorragen, gehören zum Köstlichsten ihrer Art. Aber die grösste Pracht entfaltet sich an den vier Thüren. Die beiden ersten, einfacheren sind mit Hermen und Karyatiden eingefasst und mit figurenreichen Reliefszenen bekrönt. Eine dritte Thür hat ebenfalls Karyatiden und ähnlichen Reliefschmuck. Alles wird aber überboten durch die vierte Thür, vor welche als Stützen des Gebälks völlig durchbrochen gearbeitete Pfeiler treten, die in unglaublichem Reichthum mit Voluten, Masken und Hermen sich aufbauen, in der Mitte Nischen mit Kriegerstatuetten enthalten, diese wieder eingerahmt von Pfeilern, die wiederum auf Postamenten mit spielenden Putten kleinere Statuetten der Tugenden zeigen unter Baldachinen, die von Genien gehalten werden. Darüber thürmt sich nach Art mittelalterlicher Baldachine und mit reichlicher Anwendung von durchbrochenen gothischen Fenstern, Strebepfeilern und Fialen ein Oberbau auf, der wieder mit den winzigsten Figürchen und allen erdenklichen Elementen der Renaissance-Ornamentik ausgestattet ist. Das Ganze bietet den Eindruck höchster Ueppigkeit, voll jener bewundernswürdigen Phantastik, die auch im Sebaldusgrave Peter Vischer's waltet,

nur ist Alles hier überladener und von einem minder reinen Formgefühl beherrscht, jedenfalls aber in staunenswerther Technik mit miniaturartiger Feinheit durchgebildet. Dazu kommen über den Portalen grosse Reliefs aus der biblischen und römischen Geschichte, die mit einer Darstellung des jüngsten Gerichtes abschliessen.

Noch wäre der ungemein grosse Fürstensaal zu nennen, an den Wänden mit Bildnissen von Fürsten und Fürstinnen im Charakter des 15. Jahrhunderts bemalt, auch an der Balkendecke Gemälde, Brustbilder in Medaillons und Ornamente aus der Spätzeit der Renaissance. Fünf mittelalterliche Kronleuchter mit figürlichem Schmuck und ein sechster in streng gothischem Stil erleuchten den Saal.

Zu den grössten Schätzen gehört sodann die Silberkammer des Rathhauses, eine vielleicht unvergleichliche Sammlung von Prachtgeräthen aus den verschiedenen Epochen der Gothik und der Renaissance. Für unsre Betrachtung sind von besonderer Bedeutung die herrlichen Pokale, welche die ganze Mannigfaltigkeit der Renaissance im Aufbau, den dekorativen Formen und dem figürlichen Schmuck verrathen. Der Münzpokal vom Jahre 1536, der eine Elle hohe vergoldete Pokal von 1538, ein anderer von 1562, wieder ein anderer, über 2 Fuss hoch, von 1560, ein kleinerer von 1586 und ein ganz grosser von 1600 mögen hier als die wichtigsten kurz erwähnt werden. Zu den edelsten Werken gehören aber die beiden silbernen Schlüssel mit dem Stadtwappen, in der Mitte und am Rande mit Laubfriesen und kleinen Portraitmedaillons geschmückt, endlich die grosse Waschschüssel von 2 Fuss im Durchmesser, vom Jahre 1536.

Einiges ist noch aus der Johanniskirche nachzutragen. Vom Jahre 1537 das bemalte Epitaph eines Herrn v. Dassel, mit reichem krautartig behandeltem Pflanzenornament, das Ganze noch etwas unreif in den Formen und bezeichnend für das erste Auftreten der Renaissance in diesen Gegenden. Von elegant ausgebildeter Renaissance sind die Chorstühle, deren Laubfriese mit den Reliefköpfchen an die Arbeiten im Rathhaus erinnern, wenn sie auch nicht von derselben Vollendung sind. Doch erscheint die Arbeit voll Geist; nur die Karyatiden und Atlanten zeigen den schlottrigen Stil der Epoche. Auch die Brüstung einer Empore ist in ähnlichem Schnitzwerk um dieselbe Zeit ausgeführt.

Noch ist der Springbrunnen auf dem Markt vor dem Rathhaus, ein Metallbecken mit kleinen figürlichen Darstellungen, hier zu nennen als ein Werk der Frührenaissance. Nur das untere gusseiserne Becken gehört moderner Reparatur. Auf der

Säule eine winzig kleine hochrollige Diana mit Bogen und Pfeil in einer an Dürer erinnernden stark gespreizten Stellung. Die Jahrzahl 1530 hat nichts Unwahrscheinliches.

Von Hamburg hat der verheerende Brand des Jahres 1842 nicht viel Alterthümliches übrig gelassen, so malerisch auch die inneren Theile der Stadt mit ihren an Holland erinnernden hochgiebligen Häusern sind. Als eins der wenigen noch vorhandenen Beispiele des energisch ausgebildeten Profanbaues der Renaissance geben wir unter Fig. 207 ein Giebelhaus der Gr. Reichenstrasse,<sup>1)</sup> eine jener Façaden, die in ihren Flächen, wie in sämtlichen Gliederungen an Fenstern und Portalen, Gesimsen und Pilasterstellungen aus Sandstein bestehen. Die niedrigen Verhältnisse der Stockwerke geben den Pilasterstellungen etwas Verkrüppeltes, aber die derben Formen, die klare Eintheilung und Gliederung und die lebensvolle Ausbildung des Giebels mit seinen kräftig wirkenden Nischen, seinen barocken Schweifvoluten und aufgesetzten Pyramiden (letztere in der Zeichnung ergänzt) machen einen tüchtigen Eindruck. Ein stattlicher Giebelbau von ähnlicher Anlage ist der sogenannte Kaiserhof vom Jahre 1619, ebenfalls mit energischen antikisirenden Säulenstellungen, dazu in Bogenzwickeln und andern Flächen mit flott behandeltem Bildwerk dekorirt.<sup>2)</sup> Eine andre, jetzt nicht mehr vorhandene Façade von reicher Durchbildung ist wenigstens in Abbildung erhalten.<sup>3)</sup> Von den eleganten steinernen Waschbecken, welche auf den Fluren ansehnlicher Häuser nicht zu fehlen pflegten, sind noch zwei zu sehen.<sup>4)</sup> Endlich muss der Thurm der Katharinenkirche wegen der Schönheit der Verhältnisse und der Anmuth seiner feingeschwungenen Umrisse erwähnt werden.

#### Bremen.

Ungleich reicher ist die Ausbeute in Bremen. Die Entwicklung der Stadt bietet manche Verwandtschaft mit Lübeck. Wie dort finden wir auch hier, und zwar schon seit Karls des

<sup>1)</sup> Die Abbildung verdanke ich Herrn A. Schröder, Assistent am Polytechnicum zu Hannover. — <sup>2)</sup> Abbildungen in der Schrift: Hamburg, hist. topogr. und baugeschichtl. Mittheil. 1869. — <sup>3)</sup> Samml. des Ver. für Hamb. Gesch. — <sup>4)</sup> Abbildungen ebenda.

Grossen Zeiten, einen Bischofssitz, unter dessen Obhut die Stadt im frühen Mittelalter sich immer kräftiger entwickelte, bis sie im Kampf mit ihren Bischöfen sich allmählig zur Unabhängigkeit aufschwang und als Mitglied der Hansa immer machtvoller erblühte. Aber während im Anfang der neuen Zeit der reactionäre Rath von Lübeck sich lange und hartnäckig gegen die Reformation wehrte, gebührt Bremen der unvergängliche Ruhm, unter den niederdeutschen See-Städten zuerst Luthers Lehre mit Hingebung erfasst und durch ihren Eifer im Schmalkaldischen Bunde, durch hochherziges Standhalten nach der Schlacht von Mühlberg zur Rettung des Protestantismus vor dem Untergange wesentlich beigetragen zu haben. In der architektonischen Anlage der Stadt spricht sich ähnlich wie in Lübeck ihr doppeltes Wesen aus; aber während dort der Mittelpunkt der geistlichen Gewalt des Mittelalters an dem einen Ende der Stadt eine isolirte Lage einnimmt, steht hier der mächtige Bau des Domes im Herzen der Stadt, gegenüber dem stolzen Bau des Rathhauses, und der Domhof sammt dem Marktplatze geben in ihrer Verbindung einen Prospekt von grossartiger Wirkung. Langgestreckt, ähnlich wieder wie Lübeck, zieht sich die alte Stadt am rechten Ufer der Weser hin, während erst später das linke Ufer mit der neuen Stadt besetzt wurde.

Die Renaissance tritt auch hier erst spät auf, aber sie treibt in dem grossartigen Bau des Rathhauses<sup>1)</sup> eine ihrer prachtvollsten Blüten (Fig. 208). Der Bau ist seinem Kerne nach eine Schöpfung des Mittelalters, 1405 bis 1410 errichtet: ein mächtiges Rechteck, an der südlichen Schmalseite durch das Portal und drei hohe Spitzbogenfenster belebt. An diesen einfachen gothischen Bau fügte man 1612 die prachtvolle Façade der Ostseite mit ihrer Bogenhalle, dem breit vorspringenden Erker- und Giebelbau in der Mitte und den riesig hohen Fenstern des oberen Stockwerks. Auf zwölf dorischen Säulen ruht die in der ganzen Länge den Bau begleitende Halle, deren gothische Rippengewölbe in der Wand auf reichen Consolen aufsetzen. Im ersten Stock bildet sich über der Säulenhalle eine von durchbrochener Balustrade abgeschlossene Altane, in der Mitte durch den vorgebauten Erker unterbrochen, aber durch Thüren mit demselben verbunden. Die ehemaligen, ohne Zweifel spitzbogigen Fenster des Obergeschosses sind in sehr hohe rechtwinklige Fenster verwandelt und abwechselnd mit gebogenen oder dreieckigen Giebeln gekrönt. Den Abschluss des Ganzen bildet ein elegant skulptirter Fries mit kraft-

<sup>1)</sup> Vergl. die Monogr. von Müller, das Rathhaus zu Bremen.

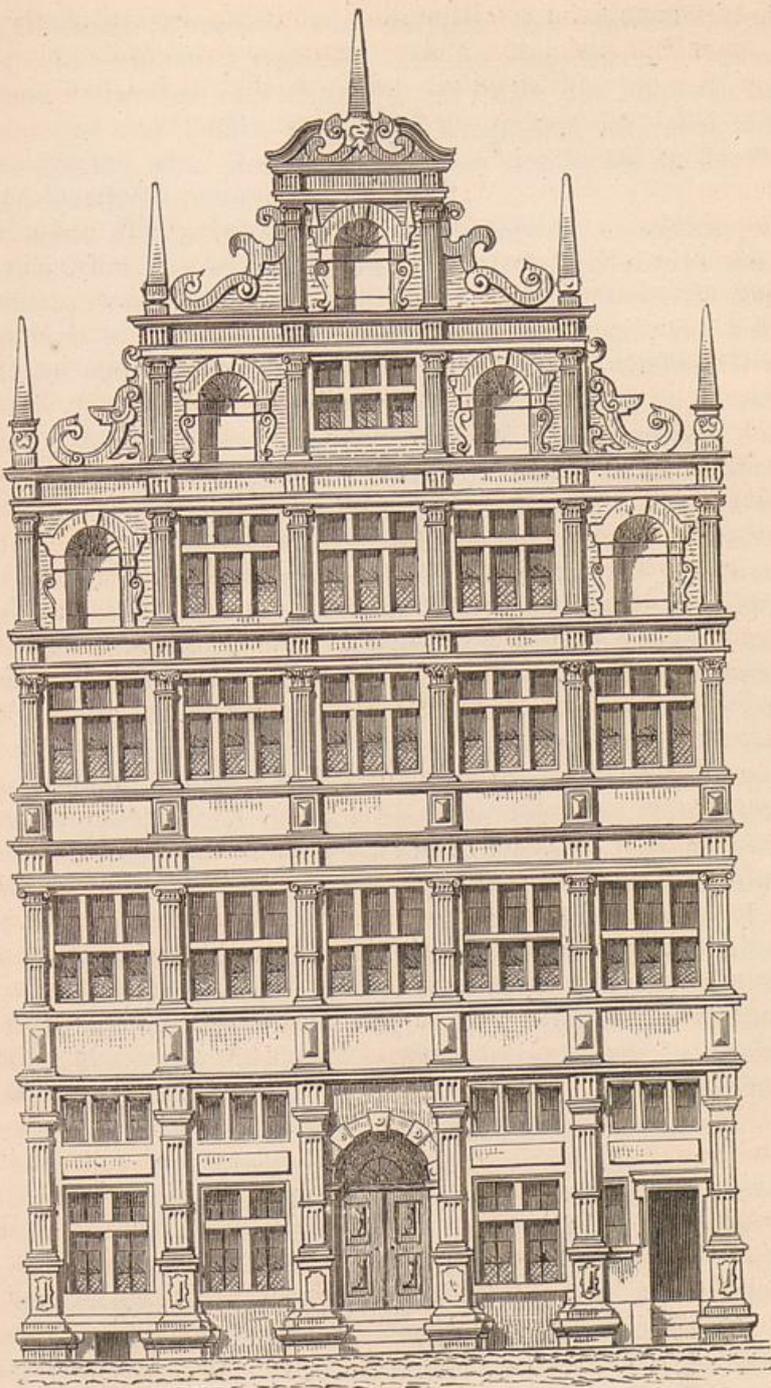


Fig. 207. Kranzhaus in Hamburg. (A. Schröder).



voll ausgebildeten Consolen und darüber eine durchbrochene Balustrade, mit kleinen Pyramiden und an den Ecken mit Statuen besetzt. Darüber ragt dann in der Mitte der hohe Giebel des Erkers und auf beiden Seiten ein kleinerer Dachgiebel auf. Alle diese Zusätze sind dem Backsteinkern des Baues in durchgebildetem Quaderbau angefügt.

Muss schon die Composition als ein Meisterwerk ersten Ranges bezeichnet werden, so gehört vollends die Durchbildung zu dem Vollendetsten, was wir in diesem schon barock umgebildeten Renaissancestil in Deutschland besitzen. Die Schönheit der Verhältnisse, die meisterhafte Behandlung der architektonischen Glieder, die Feinheit in der Ausbildung derselben übertrifft z. B. weit die Façade des Lübecker Rathhauses, ja in schwungvoller Anwendung bildnerischen Schmuckes muss selbst der Friedrichsbau in Heidelberg zurückstehen. Alle Flächen sind mit Sculpturen bedeckt, in den Zwickeln der Arkadenbögen sind es Figuren antiker Gottheiten und allegorischer Personifikationen; meisterhaft aber vor Allem sind die grossen Friese prachtvoll bewegter phantastischer Meeresgeschöpfe, Nachklänge jener berühmten antiken Gestalten, deren Erfindung im letzten Grunde bis auf Skopas zurückgeht. Ein stürmisch bewegtes Leben spricht sich hier mit Kraft und Kühnheit aus, als trefflichster Ausdruck für die in der Nähe des Meeres gelegene Seestadt. Dieser reiche Schmuck gewinnt an dem Erker und den Dachgiebeln erhöhten Glanz und verbindet sich dort mit Säulenstellungen, Hermen und all den phantastisch barocken Formen dieser üppigen Zeit. Dazu kommt, dass das Figürliche, welches hier in solchem Umfang zur Anwendung gebracht ist, grösstentheils von sehr geschickten Händen herrührt, so dass die Ausführung hinter der Absicht kaum zurückbleibt. Nach alledem muss man den sonst unbekanntem Meister dieses Baues, *Lüder* von Bentheim, zu den hervorragendsten Künstlern unsrer Spätrenaissance zählen. Dagegen sind die zwischen den Fenstern beibehaltenen aus dem Mittelalter herrührenden Statuen ohne höheren Kunstwerth.

Im Innern besteht das Erdgeschoss aus einer Halle, deren Decke auf einfachen Holzpfeilern ruht. Nur ein Portal in kräftig reicher Schnitzarbeit ist hier zu erwähnen. Auf einer elegant in Holz geschnitzten Wendeltreppe gelangt man in den oberen Saal, der die ganze Ausdehnung des Gebäudes, 140 Fuss bei 45 Fuss Breite und etwa 30 Fuss Höhe umfasst. Er hat eine in barocken Formen gemalte Holzdecke, rings an den Wänden Tafelwerk, an der Fensterseite Bänke, welche die 5 Fuss tiefen Fensternischen umziehen und mit hübsch geschnitzten Wangen

und Seitenlehnen geziert sind. An der innern Langseite des Saales sieht man eine Thür zu einem angebauten Sitzungszimmer, mit Putten und Akanthusranken in einfacher Frührenaissance dekoriert, inschriftlich 1550 ausgeführt. Daneben in derselben Wand zwei reichere Barockportale. Die grösste Pracht entfaltet sich aber an der hölzernen Wendeltreppe, welche zu dem im Erkerbau angebrachten oberen Sitzungszimmer führt, mit 1616 bezeichnet. Hier ist geradezu Alles in geschnitzte Ornamente und in Figuren aufgelöst, namentlich das Portal aussen und innen von der erdenklichsten Ueppigkeit, davor auf einer Säule die Figur eines Herkules. Es ist die Blechmusik des beginnenden Baroco in ihrem berauschendsten Fortissimo. Der kleine Saal selbst hat treffliche Täfelung mit reichen Pilastern. Auch das untere Sitzungszimmer zeigt eine prachtvoll geschnitzte Thür. Neben den Holzsculpturen im Rathhaus zu Lüneburg sind diese Arbeiten die glanzvollsten Schöpfungen der deutschen Schnitzkunst der Renaissancezeit. —

Von den übrigen Gebäuden der Renaissance ist zunächst die Schütting von 1537 zu nennen. Ein ganz aus Quadern errichteter Bau, der eine Giebel einfach abgetrept, mit übereck gestellten gothischen Fialen, der andere in guter Renaissance durchgeführt, mit Pilastern und Bögen, darin Medaillons mit Köpfen in Hochrelief; als Krönung Voluten, von denen die eine in Löwenklauen endet, auf dem Giebel eine Statue. Diese Theile wird man um 1560 setzen müssen. Die Façade dagegen mit ihren beiden riesig hohen Fensterreihen, dreitheilig in der Höhe und zweitheilig in der Breite, mit gedrückten, spätgothischen Schweifbögen wird der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören. Eine Balustrade in eleganter Renaissanceform bildet den Abschluss; darüber in der Mitte ein Dacherker mit der Reliefdarstellung eines Schiffes. Im Uebrigen hat das Gebäude moderne Umgestaltungen erfahren.

Ein stattlicher Bau von 1587 ist die Stadtwaage, ein hoher Backsteingiebel, mit gekuppelten Rustikapilastern, Voluten und Pyramiden in Sandstein gegliedert. Auch die beiden Portale in kräftiger Rustika, die Quader mit Sternornamenten sind von Sandstein. Die gekuppelten Fenster haben eine hübsche Muschelbegrönung. Das Ganze ist einfach und tüchtig. Etwas reicher wiederholt sich derselbe Stil an dem Kornhaus von 1591. Auch hier ist Backstein und Haustein verbunden; die Fenster zeigen dieselbe Behandlung, die Quader sind sämmtlich reich ornamentirt, der enorm hohe Giebel mit Voluten und Pyramiden geschmückt.

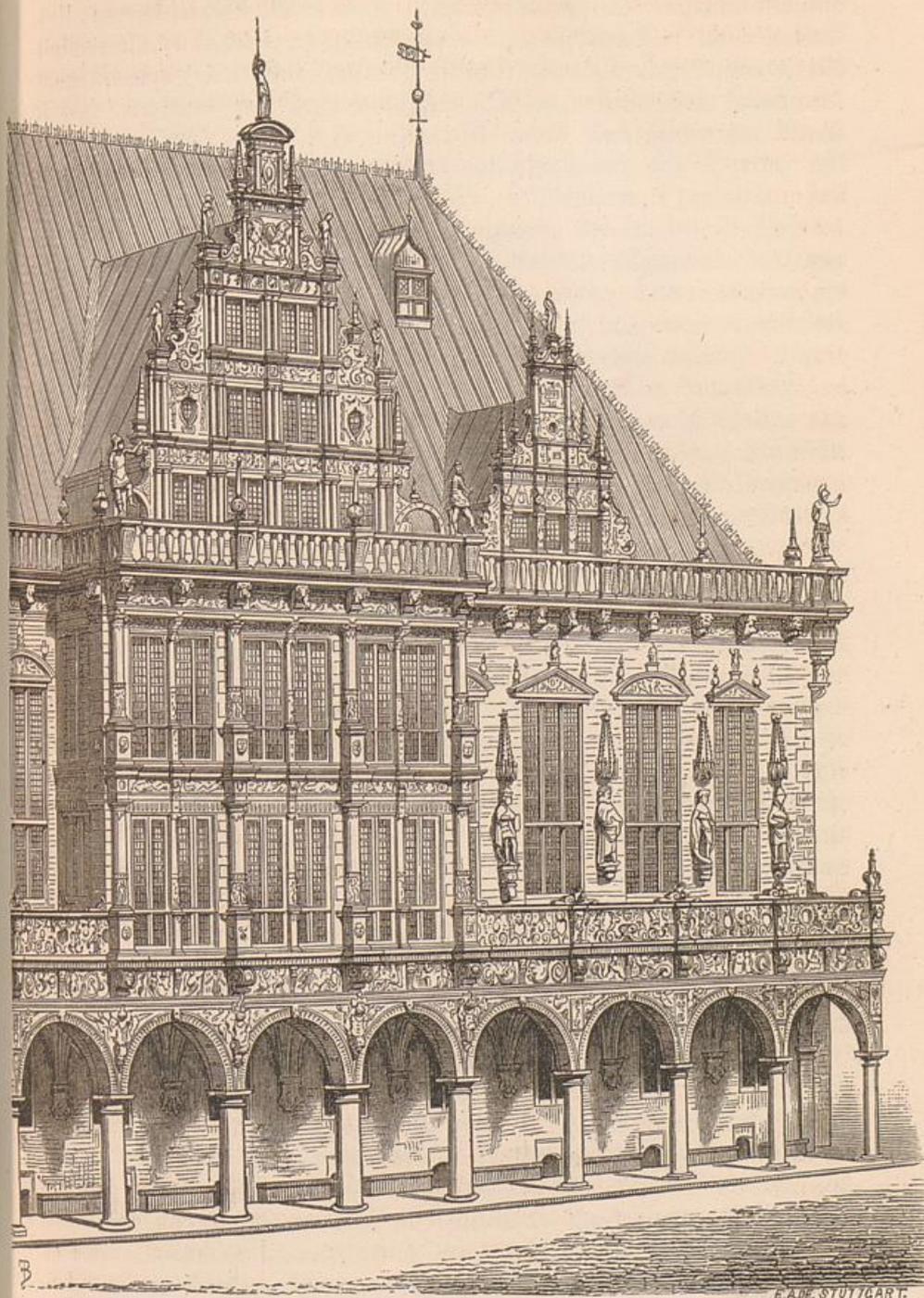
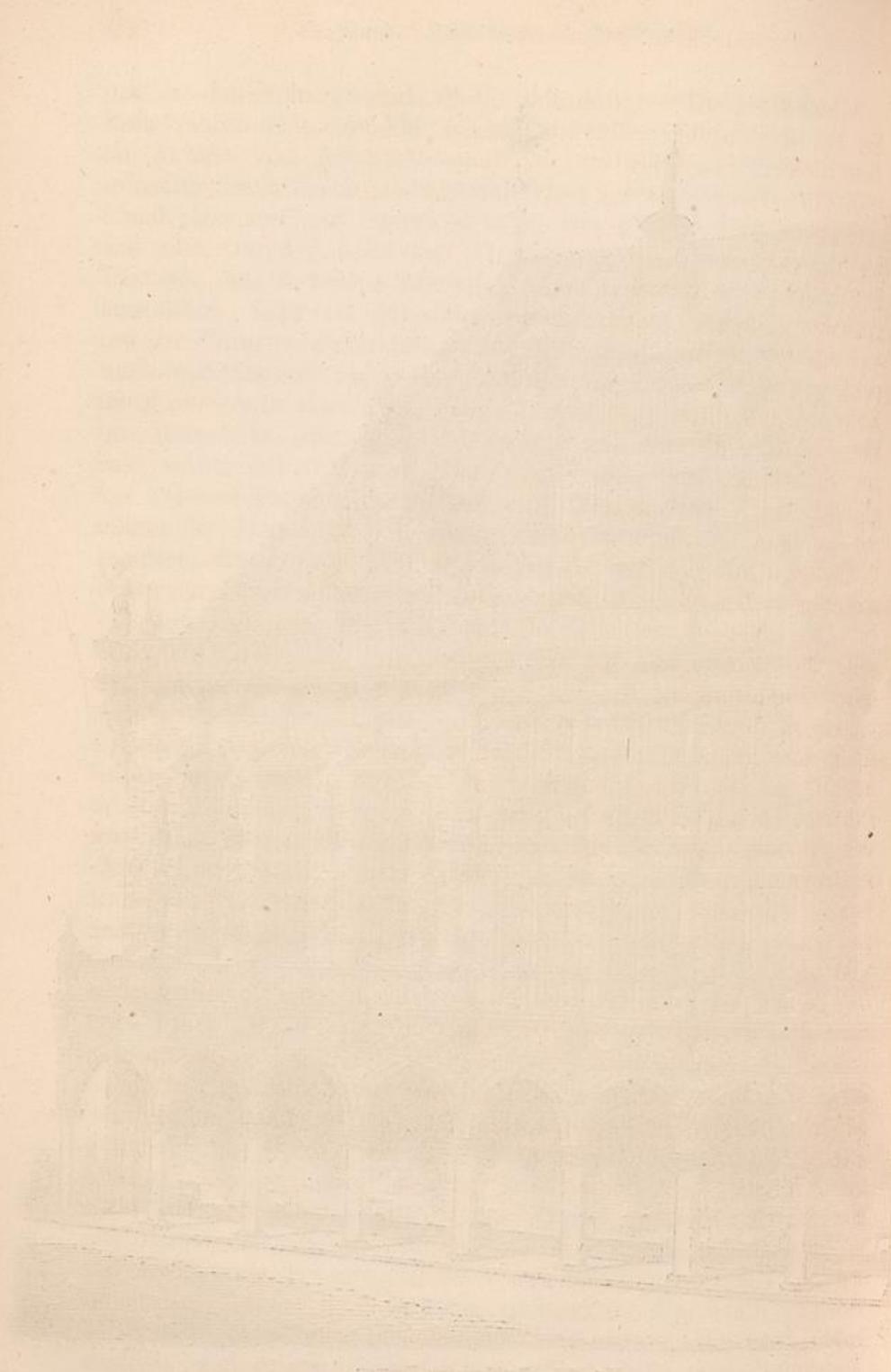


Fig. 208. Rathaus zu Bremen.



Denselben Stil findet man an einem Hause der Langen Strasse No. 14; der Giebel ebenfalls barock geschweift. Leider sind diese Häuser meist mit Oelfarbe überstrichen, wodurch die reiche farbige Wirkung im Gegensatz des Backsteins zu dem Sandstein aufgehoben wird. So zeigt es z. B. auch das Haus am Markt No. 9, besonders zierlich in den Verhältnissen, die Quader mit den beliebten Sternornamenten, die krönenden Pyramiden auf grotesken Masken. Ganz intakt dagegen ist ebendort No. 16, wo trotz der späten Jahrzahl 1651 dieselben Elemente in Composition und Ausschmückung festgehalten sind. Dazu kommt ein Erker, der freilich später in Rococoformen umgestaltet worden. Die oberste Bekrönung des Giebels bildet eine schöne Blume von Schmiedeeisen. Aehnliche findet man noch mehrfach in gleicher Weise verwendet. Eine stattliche Backsteinfaçade, nur mit Sandsteinumrahmung der Fenster und mit einem ebenfalls in Quadern vorgebauten Erker, der jedoch bloß das Erdgeschoss und den ersten Stock begleitet, sieht man in der Langen Strasse No. 127. Von derselben einfachen Art sind ebendort No. 124 und 126. Ein mächtiges Giebelhaus von Backstein, aber mit Quadergliederungen, die durchweg reiche plastische Dekoration zeigen, in derselben Strasse No. 112. Dasselbe gemischte System, wenn auch nicht mit dem vollen plastischen Reichthum, ebendort an No. 16. Vereinzelt kommen auch Façaden vor, welche ähnlich den Danziger Häusern ganz aus Quadern errichtet sind. So das schmale hohe Giebelhaus der Langen Strasse No. 13, mit zwei symmetrisch angebrachten Erkern, Alles in üppigen Barockformen ungemein energisch mit Säulen, Hermen, Muschelwerk und stark geschweiften Voluten dekorirt. Es trägt die Jahrzahl 1618.

Ziehen wir eine Parallele der drei grossen norddeutschen Seestädte, deren Privatbau der Spätrenaissance angehört, so zeigt Danzig die reichste Blüthe und die vollständigste Aufnahme des durch die Renaissance eindringenden Hausteinbaues. Lübeck dagegen beharrt bei seinen überlieferten Ziegelfaçaden und begnügt sich, denselben durch prachtvolle Portale in Sandstein einen zeitgemässen Schmuck zu geben. Bremen endlich nimmt eine mittlere Stellung ein, indem es drei verschiedene Systeme in Anwendung bringt: die Backsteinfaçade mit sparsamer Benutzung von Haustein an den Gesimsen und Einfassungen der Fenster; dieselbe Konstruktion mit vollständiger und zwar sehr reicher Ausbildung sämtlicher Glieder in Quaderbau; endlich in einzelnen Beispielen reine Hausteinfaçaden. Ausserdem ist Bremen die einzige von diesen Städten, welche an den Privatbauten zu-

weilen den Erker anwendet. Er kam ihr wahrscheinlich ebendaher, wo sie auch den Sandstein zu ihren Bauten holte: aus der oberen Wesergegend.

Dass man an den städtischen Bauten durchweg die Quaderconstruction wählte, haben wir schon gesehen. Das glänzendste Beispiel dieser Art ist das ehemalige Krameramthaus, jetzt Gewerbehäus bei der Ansgarikirche. Es ist ein grossartiger Prachtbau, dessen üppige Formen bereits das 17. Jahrhundert verrathen. Zwei colossale Giebel, durch eine Balustrade verbunden, bauen sich an der breiten Façade auf. In der Mitte des hohen mit gewaltigen dreitheiligen Fenstern fast völlig durchbrochenen Erdgeschosses ein Portal mit korinthischen Säulen, reich mit Figuren geschmückt, Alles bemalt und vergoldet. Das obere Geschoss hat fast eben so hohe Fenster von ähnlicher Anordnung, wie sie überall in unseren nordischen Städten aus den Niederlanden eingeführt wurden. Zwei breite Friese, ganz mit Masken, Voluten und figürlichem Bildwerk bedeckt, ebenfalls bemalt und vergoldet, schliessen die beiden Stockwerke ab. Die Giebel endlich erschöpfen mit ihren Nischen, Statuen, geschweiften Voluten alle Formen dieses üppig barocken Stils. Die den einzelnen Geschossen aufgesetzten schlanken Pyramiden sind sämmtlich mit vergoldeten schmiedeeisernen Blumen gekrönt. Die phantastische Pracht solcher Silhouetten überbietet selbst die reichsten Giebelcompositionen der gothischen Epoche, wurzelt aber trotz der Verschiedenheit der Formen in demselben ästhetischen Bedürfniss. Auch der Giebel der Seitenfaçade ist ähnlich behandelt. Der grossartige Bau hat im Aeussern und Innern eine sorgfältige neuere Herstellung erfahren.

In Ostfriesland ist es namentlich Emden, welches für Renaissance werthvolle Ausbeute bietet. Der saubere Ort mit seinen graden Strassen, den Backsteinhäusern, den zahlreichen Kanälen, Brücken und Schleusen macht völlig den Eindruck einer holländischen Stadt. Durch ihre günstige Lage schon früh reich und blühend, errichtete sie 1574 bis 1576 ihr stattliches Rathhaus, das ebenfalls den Einfluss der benachbarten Niederlande verräth. (Fig. 209). An der Hauptfront ganz in Haustein ausgeführt, hat es im Erdgeschoss und im oberen Stockwerk jene dichte Reihe hoher, durch steinerne Stäbe getheilte Fenster, die aus Holland stammen. Darüber erhebt sich ein Halbgewölb mit einer auf Consolen den ganzen Bau umziehenden Galerie, ein etwas später

eben-  
e: aus  
Quader-  
zendste  
, jetzt  
artiger  
hundert  
e ver-  
Mitte  
durch-  
Säulen,  
Das  
er An-  
s den  
nz mit  
enfalls  
Die  
weifen  
n ein-  
mimt-  
phan-  
ehsten  
trotz  
n Be-  
ndelt.  
ältige  
Re-  
einen  
älän-  
und  
aus,  
rath.  
hat  
eihe  
land  
auf  
äter

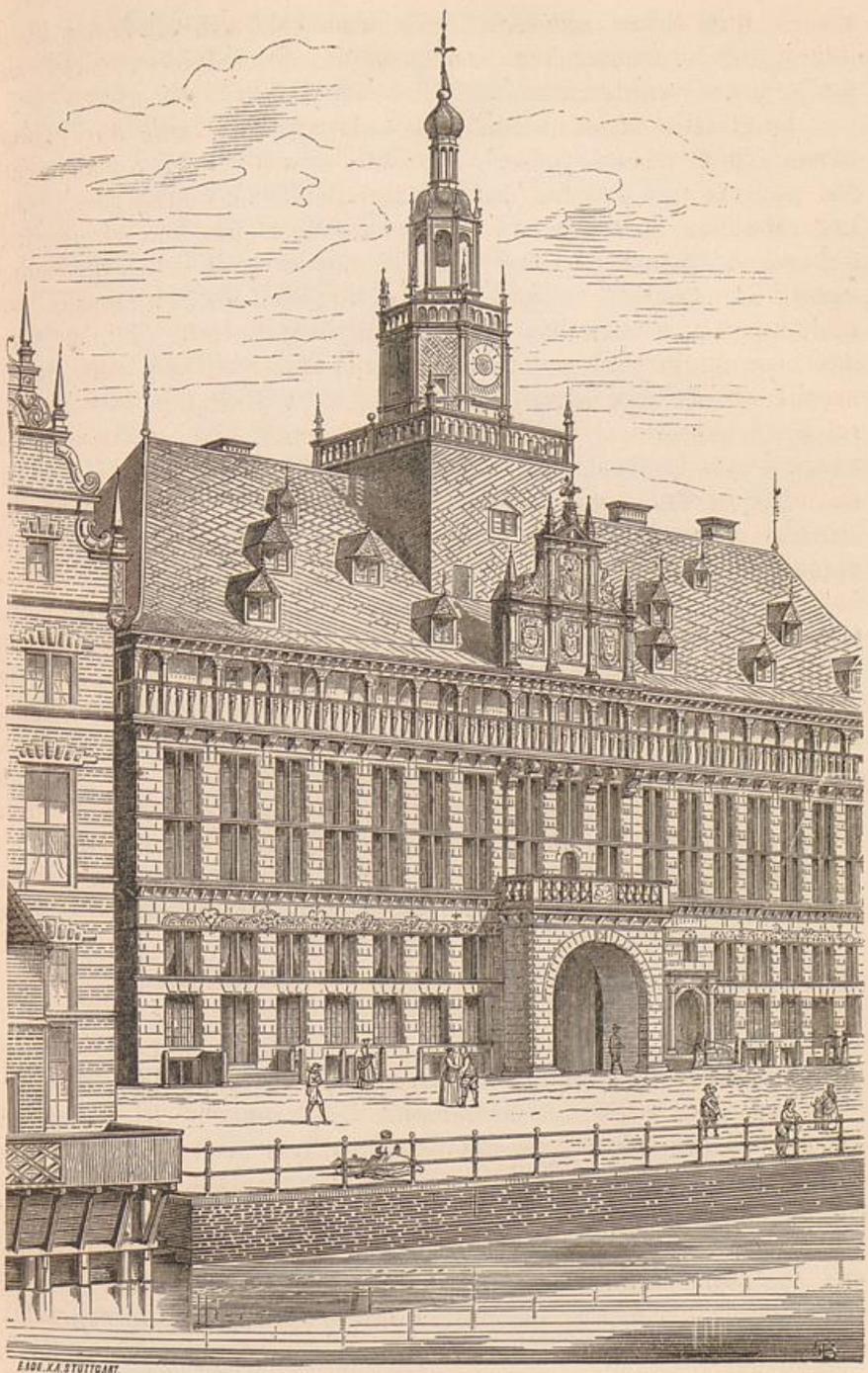
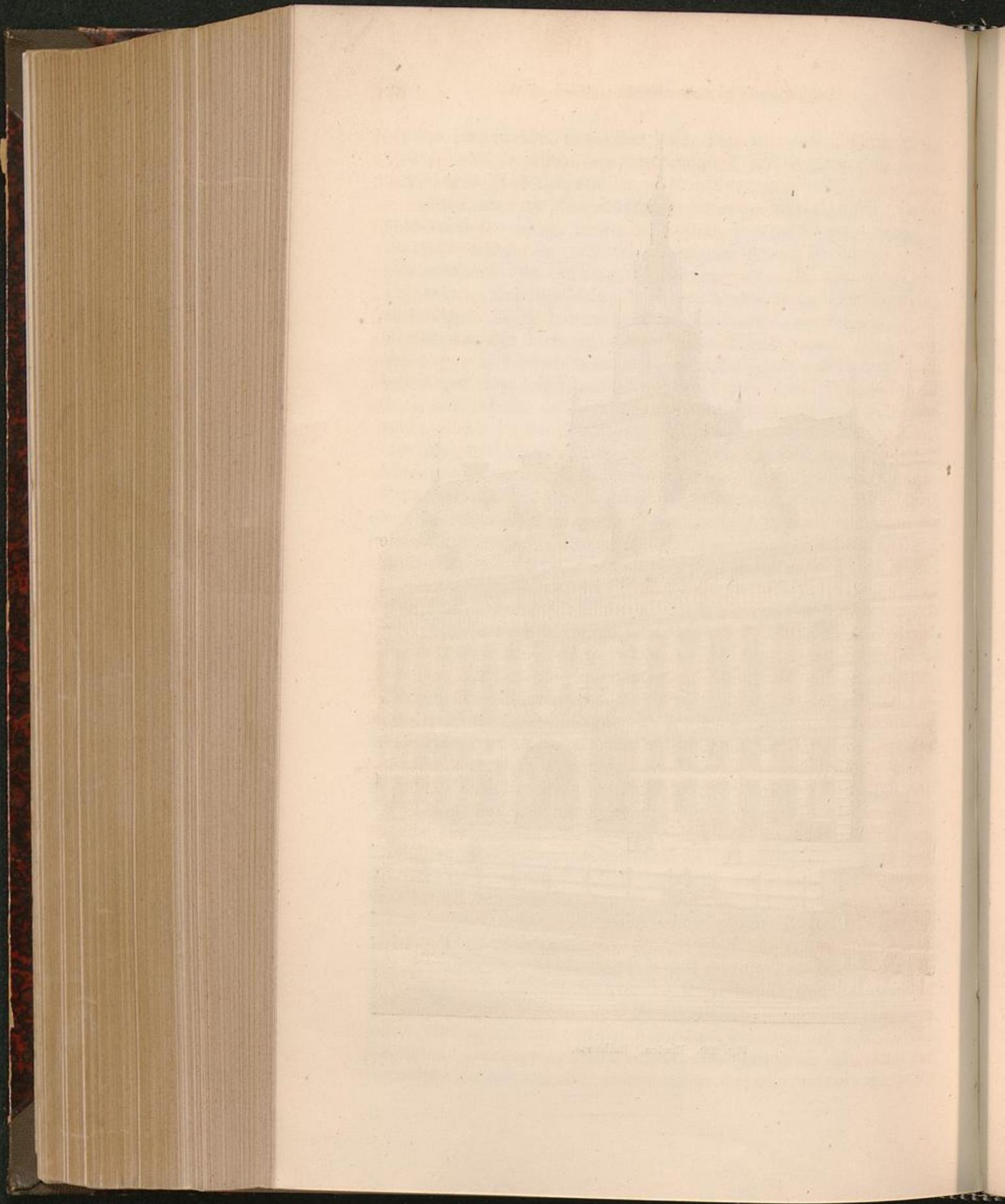


Fig. 209. Emden. Rathhaus.



am Stadthaus zu Antwerpen sich wiederholendes Motiv. Mitten durch den Bau führt die Hauptstrasse, die deshalb sich mit einem mächtigen, etwas vortretenden Bogenportal als Durchgang charakterisirt. Dieser wird wirksam durch einen mit dem Hauptgeschoss in Verbindung stehenden Balkon abgeschlossen. Ein reich mit Wappen und Figuren geschmückter Dachgiebel markirt auch nach oben die Mitte der Façade; darüber ragt aus dem rings abgewalmten hohen Dach ein in Holz construirter viereckiger Thurm auf, nach oben mit achteckigem Aufsatz und darüber wieder mit einem Glockenstuhl und schlanker Laterne bekrönt. Von den Gallerieen des Thurmes geniesst man einen prächtigen Blick über die weitgestreckten Marschlande und die Meeresbucht des Dollart. Der ganze ansehnliche Bau ist an der Façade in Quadern, an der Rückseite in Backstein aufgeführt; nur die obere Galerie, sowie der Uhr- und Glockenthurm sind in Holz construirt. Die feinen Ornamente und Skulpturen am mittleren Dachgiebel zeugen von einer geschickten Hand. Auch hier spielen die schmiedeeisernen Blumen als Krönungen eine Rolle.

Der Eingang zum oberen Geschoss liegt in dem kleinen zierlichen Portal neben dem grossen Thorwege. Es hat eine kräftig geschnittene Thür und einen Löwenkopf als Thürklopfer. Die Treppe zeigt Netzgewölbe ohne Rippen, aber getheilt durch Querbögen, welche auf hübschen Renaissanceconsolen ruhen. Diese, so wie die Gurte und das Geländer schimmern von Gold und Farben. In den Ecken des Treppenhauses ist zweimal auf einer elegant durchgebildeten Console ein Schränkchen mit Glasthür als Lichtständer angebracht. Der obere Vorsaal ist jetzt weiss getüncht und hat nur einige alte Gemälde mit kräftig geschnittenen Rahmen und einen zierlichen Messingleuchter als Ausschmückung. Die Balken der rohen Bretterdecke ruhen auf hübsch dekorirten Consolen. In dem anstossenden Vorzimmer sieht man einen fein geschnittenen Schrank aus jener Zeit. Der Sitzungssaal ist ganz modernisirt, das Innere überhaupt nicht mehr von Bedeutung. Sehenswerth sind aber mehrere ausgezeichnete silberne Renaissancegefässe: eine Fruchtschaale, Waschschüssel und Kanne, drei prachtvolle Pokale und ein als Schiff gestalteter Becher. Eine zuerst steinerne, dann hölzerne Wendeltreppe führt in das zweite Geschoss, dessen ganzer Raum durch eine grosse Sammlung alter, zum Theil künstlerisch werthvoller Waffen ausgefüllt wird.

Ein gediegener Bau derselben Zeit ist die Brücke, welche in der Axe des Rathhauses über den Fluss führt, mit fünf Bögen in Backstein errichtet, aber mit reichem Sandsteinschmuck von Wappen, Fruchtstnüren und Masken dekorirt. Auch die Neue

Kirche ist ein Bau derselben Zeit, ebenfalls aus Backstein, die Gliederungen in Sandstein, namentlich die hohen Rundbogenfenster, welche gothisirendes Maasswerk zeigen. Der Bau ist in Kreuzform angelegt, mit hohen einfachen Giebeln, alles ziemlich nüchtern.

Ein merkwürdiges Renaissancewerk besitzt die an sich sehr unbedeutende Grosse Kirche St. Cosmas und Damianus.<sup>1)</sup> Es ist das Denkmal des 1540 gestorbenen Grafen Enno II von Ostfriesland, 1548 — jedenfalls von Niederländischen Künstlern — ausgeführt. Die Marmorfigur des Verstorbenen, auf dem Sarkophag liegend, ist schon sehr modern und wohl stark restaurirt; aber überaus originell zeigt sich die Einfassung der Kapelle. Elegante dorische Säulen wechseln mit phantastischen Hermen, welche Löwenköpfe haben, und deren Füsse wie aus Futteralen hervorragen: Formen, die in der französischen und niederländischen Renaissance öfter vorkommen. Dazwischen sind kleinere Theilungen durch Hermen und Karyatiden, abwechselnd mit den elegantesten ionischen Säulchen hergestellt. Die Postamente der grossen Säulen und Hermen sind mit Trauergestalten dekorirt. Endlich sieht man oben in den fünf Bogenfeldern und den Friesen die ganze Leichenbestattung, die Züge der Trauernden mit der Bahre, den Leichenwagen und das Gefolge der Leidtragenden in trefflich ausgeführten Reliefs. Es ist als ob man die Beschreibung eines jener prunkvollen fürstlichen Begräbnisse der Zeit lebendig werden sähe. In der Mitte baut sich sodann auf Pilastern ein Baldachin mit Tempelgiebeln auf. Nach innen sind statt der Karyatiden nur ionische Säulenreihen in eleganter Cannelirung dem Bau vorgesetzt. Der obere Baldachin stützt sich hier auf zwei wachthaltende Krieger. Das Ganze trägt durchaus das Gepräge französisch-niederländischer Kunst.

Etwas weniger ausgiebig ist Oldenburg; doch bieten die älteren Theile des Schlosses, am nordöstlichen Sockel mit 1607 bezeichnet, einen wenn auch nicht bedeutenden Rest dieser Zeit, welcher sich indess immerhin charaktervoll von den späteren kasernenartigen Zusätzen unterscheidet. Es sind zwei Stockwerke, denen in der Mitte ein drittes Geschoss aufgesetzt ist. Die breiten dreitheiligen Fenster, mit gebrochenen Giebeln geschlossen, haben eine Einfassung von Hermen und barockgeschweiften Rahmen.

<sup>1)</sup> Ausserdem eine Messingplatte des Priesters Hermann Wessel aus Rostock († 1500) ein edles spätgothisches Werk, mit feinen gravirten Darstellungen, in der Mitte die grosse Gestalt Christi, rings von kleinen Heiligenfiguren umgeben.

Die Ecken des Gebäudes zeigen reich ornamentirte Quader, den oberen Abschluss bildet eine Balustrade, darüber ein wohl später umgestaltetes Mansardendach, endlich ein Thurm mit kuppelartiger Spitze. Das Ganze nicht rein und nicht ausgezeichnet, aber doch wirksam (bis auf die späte nüchterne grosse Pilasterstellung in der Mitte). Alle diese Bauten haben doch etwas individuell Lebensvolles, daher der frische anziehende Eindruck. Der Bau wurde<sup>1)</sup> durch Graf Anton Günther, der 1603 im Alter von 23 Jahren zur Regierung kam, neu aufgeführt, als er 1606 von einer Reise nach dem kaiserlichen Hof zu Prag und von dort durch Oesterreich und Oberitalien zurückkehrte und das alte Schloss zu schlecht fand. Architekten waren ein Italiener *Andrea Speza de Ronio*, der aber während des Baues davonlief, und ein herzoglich meklenburgischer Baumeister *Georg Reinhardt*. Vollenendet wurde der Bau 1616 und erhielt wegen der „vielen bequemen mit künstlichen Gemälden verzierten Gemächer“ den Beifall der Zeitgenossen. Im Archiv zu Oldenburg befindet sich eine Erklärung der „sinnreichen Embleme und allegorischen Figuren im grossen Saale.“ Von den Tugenden heisst es z. B.: „die Jungfer auf der rechten Seite giesst aus einer Giesskanne in ein Becken: also soll auch ein Fürst, dem Gott der Herr die Mittel gegeben, Geld und Gut nicht schonen, sondern freiwillig dahingeben . . . . Die geharnischte Jungfer mit dem blossen Schwerdt und einer brennenden Laterne, hinter sich eine Gans und auf dem Kopfe einen Kranich, zeigt an, wenn gleich Hannibal ante portas und itzt auf dem Kapitolio in Ihro hochgräfl. Gnaden Saal Mahlzeit halten wollte, so sollen doch I. Gn. stets munter und in Bereitschaft gefunden werden.“ Von diesem Saale ist keine Spur mehr vorhanden, und selbst in den Grundrissen bei Thura<sup>2)</sup> lässt er sich nicht mehr nachweisen.

Derselben Zeit gehört des Rathhaus an, welches die Jahrzahl 1635 trägt. Es ist ein bescheidener Bau, der jedoch in den drei hohen Barockgiebeln der Façade und den Seitengiebeln sowie dem etwas kleinlich behandelten Portal, das mit Figuren und einem vergoldeten und bemalten Wappen verziert ist, sich anziehend wirksam darstellt. Prächtig sind die phantastischen Wasserspeier mit ihren Drachenleibern.

Den Beschluss möge eins der merkwürdigsten Denkmale bilden, welche die deutsche Renaissance hervorgebracht hat, das

<sup>1)</sup> Das Geschichtl. in Winckelmann's Oldenb. Chronik. — <sup>2)</sup> Danske Vitruvius II, Taf. 158—160.

Grabmal des 1511 gestorbenen Edo Wiemken, von seiner Tochter Maria 1561 bis 1564 in der Kirche zu Jever errichtet. (Fig. 210). Es war der letzte Häuptling der drei friesischen Landschaften, welche den ersten gleichnamigen Herrn dieses Geschlechts um die Mitte des 14. Jahrhunderts frei zu ihrem Herrscher gewählt hatten. Das Denkmal, lange Zeit verwahrlost, sodann 1825 mit Sorgfalt durch O. Lasius wieder hergestellt,<sup>1)</sup> besteht in seinem Kern aus einem mit feinen Arabesken geschmückten marmornen Sarkophag, auf welchem der Verstorbene in voller Rüstung mit gefalteten Händen liegend dargestellt ist. Zu Häupten und zu Füßen stehen weibliche Figuren mit Schildern, deren eines das Jever'sche Wappen, das andere die Inschrift trägt. Das Ganze erhebt sich auf einem sarkophagartigen hohen Unterbau von Marmor, dessen schwarzmarmorne Deckplatte von sechs Statuen christlicher Tugenden gestützt wird, vier davon neuerdings ergänzt. Sechs weinende Kindergestalten mit umgekehrten Fackeln sind zwischen ihnen etwas weiter rückwärts aufgestellt. Den untern Sarkophag schmückt ein Alabasterfries mit Darstellungen aus dem Leben Christi, weiter unterhalb ein zweiter Fries mit Szenen aus dem alten Testamente. Endlich sind auf den unteren Marmorstufen sechs liegende kleine Löwen angebracht. Dies prachtvolle Denkmal wird nun von einem in Eichenholz luftig aufgeführten achteckigen Kuppelbau eingeschlossen, der im Chore der Kirche eine selbständige Grabkapelle bildet. Das untere Geschoss umgeben acht tiefe Bögen in Form von cassetirten Tonnengewölben, welche aussen auf kurzen gegürteten korinthischen Säulen, innen auf Pfeilern mit angelehnten Atlanten ruhen. Durchbrochene Balustraden, die äusseren von zierlichen Docken, die inneren von Karyatiden gebildet, schliessen den Raum ab. Durch die weiten Bögen ist der Blick auf das Denkmal von allen Seiten frei gegeben. Ueber den inneren Pfeilern steigen acht weitere Stützen als oberes Geschoss auf, das wieder mit acht weiten Bögen sich öffnet und als Decke ein prachtvolles Sternengewölbe hat, mit Laubwerk in Schnitzarbeit geschmückt. Wie ein luftiger Baldachin, an den Ecken von Atlanten und Karyatiden eingefasst und mit reichem Consolengesims abgeschlossen, krönt es den ganzen Bau. An den vier Hauptseiten trägt es barocke Giebelaufsätze, am vorderen das Bild des Ge-

<sup>1)</sup> Die Zeichnung rührt von einer Aufnahme des Herrn Sonnekes in Jever, mir durch Güte des Herrn Oberbaudirektor Lasius in Oldenburg sammt ausführlicher Beschreibung mitgetheilt.

kreuzigten, darüber Gottvater und die Taube des h. Geistes, an den drei andern Moses, Petrus und Paulus. Ist dies Alles aus christlicher Anschauung geschöpft, so sind dagegen die Eck-

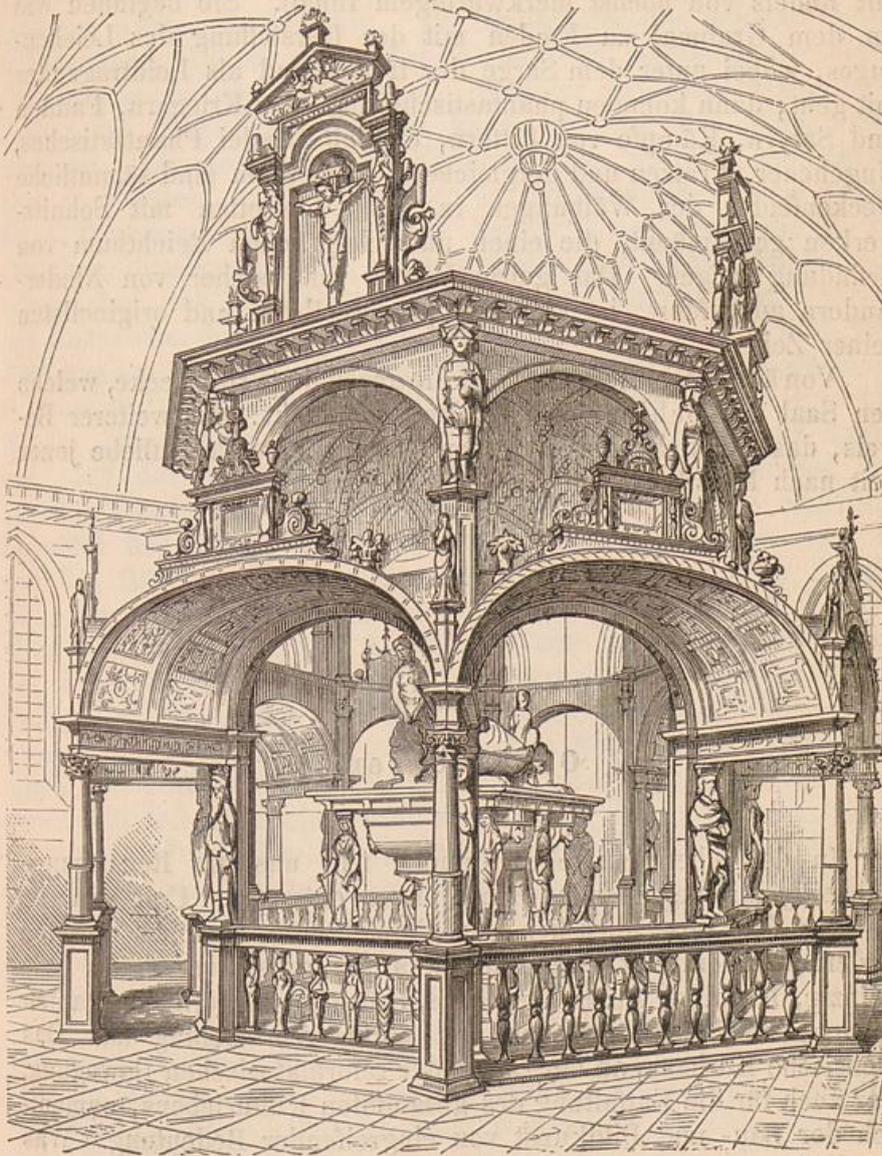


Fig. 210. Jever. Grabmal.

figuren am Baldachin als Mercurius, Venus, Jupiter, Minerva, Saturnus, Fortitudo, Mars und Luna bezeichnet. Nicht minder wunderbar werden die Eckfiguren des untern Geschosses —

ebenfalls abwechselnd männliche und weibliche — als Rhetorika, David, Dialektika, Salomon, Musika, Josias (?), Memoria und Saul bezeichnet. Sämmtliche Figuren und Säulen sind in weisser Farbe gehalten. Die Architrave über diesen Figuren zeigen Friese mit Reliefs von höchst merkwürdigem Inhalt. Sie beginnen wie an dem Grabmal zu Emden mit der Darstellung des Leichenzuges, wobei unter dem Sarge der treue Hund als Leidtragender mit geht; dann kommen phantastische Züge von Kriegern, Faunen und Satyrn, Kämpfe von Rittern, endlich allerlei Phantastisches, Ungeheuer, Fratzen und dergleichen. Ausserdem sind sämmtliche Deckenfelder der Wölbungen in ihren Cassetten mit Schnitzwerken geschmückt, die einen unerschöpflichen Reichthum von Erfindung zeigen. Das ganze Werk, wohl sicher von Niederländern ausgeführt, ist eins der prachtvollsten und originellsten seiner Zeit.

Von ähnlichem Reichthum ist die geschnitzte Holzdecke, welche den Saal des Schlosses zu Jever schmückt: ein weiterer Beweis, dass auch an diesen fernen Gestaden die Prachtliebe jener Zeit nach künstlerischem Ausdruck verlangte.

---

## XV. Kapitel.

### Obersachsen.

---

In den obersächsischen Landen tritt uns die Renaissance frühzeitig mit bedeutenden Schöpfungen entgegen. Und zwar ist es hier fast ausschliesslich das Fürstenthum, welches dieselbe fördert und einführt, während, was die grösseren Städte wie Leipzig, Dresden, Altenburg, Halle, Erfurt an bürgerlichen Bauten aufzuweisen haben, daneben von geringerem Belang ist. Das sächsische Kurhaus, an der Spitze der reformatorischen Bewegung, war auch für die Entfaltung des gesammten Kulturlebens, namentlich der Bau- und Bildkunst von eingreifender Bedeutung. Was die Höfe von Stuttgart und Heidelberg für Süddeutschland waren, das wurde in noch höherem Maasse der sächsische Hof für Norddeutschland. Zwar waren bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts die Kurfürsten in erster Linie durch die reformatorische Thätigkeit in Anspruch genommen, aber ein reger Eifer für Erneuerung